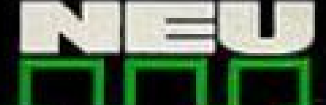
2,00 DM / Band 779
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Nebelwolf

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Der Nebelwolf

John Sinclair Nr. 779

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 08.06.1993

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Der Nebelwolf

Ich sah vor mir die gehende Gestalt nur mehr als Schatten, weil Nebel und Dunkelheit einfach zu dicht geworden waren. Umso besser konnte ich sie hören. Das Platschen der Füße, wenn sie wieder einmal in eine der zahlreichen Pfützen getreten waren, wies mir den Weg. Hoss Ivory trug Stiefel, und die hatte ich auf seine Empfehlung hin ebenfalls angezogen. Es war ein schlimmes Wetter – für November aber typisch. Düster, neblig, und auch am Tage irgendwie dunkel, als hätte die Königin der Dämmerung ihr Tuch über das Land gespannt. Das alles hätte mich kaum gestört, das Schlimmste allerdings war die Gegend.

Das Moor!

Der Sumpf, das Gelände im Nebel, die geheimnisvolle, sich bewegende, schmatzende, gluckernde Insel mit ihren gewaltigen Ausmaßen, den flachen Grasebenen, den kleinen Hügeln mit den verkrüppelten Bäumen darauf, den winterlich braunen Gewächsen, die wieder einmal starben oder langsam dahinsiechten.

Der ewige Tod der Natur, die sich im Sommer trotzdem wieder erholte und wie ein Zombie aus dem Verfall und der Fäulnis hervorstieg, um an manchen Stellen zu erblühen.

Ich aber wanderte hinter Hoss Ivory her. Durch eine Traurigkeit, die sensible Gemüter depressiv machen konnte. Ich gehörte zu den Menschen, die nicht sensibel waren – wenigstens nicht, was diese Landschaft anging –, aber ich hätte mir meine Zeit auch anders vertreiben können, als an diesem frühen Nachmittag durch den Sumpf zu stiefeln, um angeblich einem Geheimnis auf die Spur zu kommen.

Die Temperatur lag zwischen fünf und zehn Grad über dem Gefrierpunkt. Nasskalt war es. Hinzu kam der Westwind, der gegen unsere Gestalten blies und von meiner dicken Lederjacke von der Haut des Körpers ferngehalten wurde.

Da die Stiefel nicht gefüttert waren, hatte ich kalte Füße gekriegt.

Die Hände waren auch nicht viel wärmer.

Etwas anderes war wichtiger, und das genau wollte mir Hoss Ivory zeigen. Ich vertraute diesem wuchtigen Mann, der sich im und am Sumpf auskannte. Von Beruf war er Gärtner. Ihm gehörte eine Gärtnerei, außerdem eine Reparaturwerkstatt sowie ein kleiner Schrotthandel. Er hatte Torf abgebaut und galt in dieser Gegend als ein Mann, der sich in allen Sätteln zurechtfand.

Er hatte auch schon für zwei Jahre in London gelebt, bevor er wieder in seine Heimat zurückgekehrt war, undin London hatte er einiges von mir gehört. Das lag schon Jahre zurück, es war damals ein Fall gewesen, der mich nach Dartmoor geführt hatte, und zu weit von diesem alten Zuchthaus waren wir nicht entfernt.

Der Sumpf war tot.

Dunst wehte über ihn hinweg. Wenn ich beim Gehen in die Schwaden hineinschaute, hatte ich den Eindruck, als würden sich die abgestorbenen Bäume und Pflanzen bewegen und nicht die Schwaden, die lautlos zwischen ihnen hertrieben.

Es roch faulig. Nach Verwesung, nach Moder und Tod. Ivory hatte von einer Insel gesprochen, die wir erreichen wollten. Ein Gebiet, das etwas erhöht lag, wo der Ausblick gut war, und ich endlich das Geheimnis kennen lernen sollte.

Wir hielten uns auf dem Weg. Teilweise war er durch Bretter und Bohlen verstärkt worden. Oft war das Holz unter fauligen Blättern verschwunden, sodass sich vor unseren Füßen eine glatte Fläche ausbreitete. Immer wieder musste ich darauf achten, nicht

auszurutschen, denn wenn ich in die glatte und trügerische Fläche rechts und links des Wegs hineinglitt, konnte dies verdammt unangenehm werden.

Ivory ging gebückt. Ich sah seinen breiten Rücken. Er hatte seine Jacke nicht geschlossen, die beiden offenen Hälften pendelten in Hüfthöhe hin und her. Er war ein Mann, der in diese Gegend hineinpasste, man konnte ihn auch als den King ansehen, weil er einigen Menschen Arbeit gab und immer zu denen gehörte, bei dem sich die Leute Rat holten, wenn es um Probleme ging, für die Pfarrer oder Lehrer nicht zuständig waren.

Der Weg sollte dort enden, wo der kleine Hügel begann. Man hatte ihm auch einen Spitznamen gegeben, der Ort wurde der Buckel genannt. Er gehörte zu den sicheren Plätzen des ansonsten ziemlich gefährlichen Sumpfgebietes.

Dabei sah es oft genug harmlos aus. Ich hatte nicht nur einmal meinen Blick über die glatte Fläche rechts und links des Wegs schweifen lassen, und für mich war nicht erkennbar gewesen, ob ich über eine Grasfläche schaute, die völlig normal war, oder ob der Untergrund aus tückischem Schlamm bestand.

Ivory drehte sich zu mir um. Er grinste. In den Augen las ich funkelnden Spott, als er fragte: »Können Sie noch, John?«

»Keine Sorge, Hoss. Ich bin wie eine Sumpfpflanze. Unverwüstbar und sehr biegsam.«

Er lachte. »Das muss man hier auch sein. Wer hier überleben will, muss der Natur ein Schnippchen schlagen.«

»Schaffen wir doch!«

»Dann ist es gut.«

»Wann sind wir denn beim Buckel?«

»Ich denke, dass wir nicht mehr als zehn Minuten zu laufen haben. Wenn wieder die Bohlen beginnen, können Sie schon aufatmen. Sie reichen bis dicht an das Ziel heran.«

»Wunderbar.«

Wir setzten unseren Weg fort. Ich versank oft genug bis über die Knöchel im weichen Boden, bei dem ich das Gefühl hatte, er würde ständig zittern, als wären monströse Geschöpfe dabei, sich unter der Erde zu bewegen, um ihr Gefängnis irgendwann verlassen zu können.

Der wolkenbedeckte Himmel vermischte sich mit den aus dem Sumpf steigenden Schwaden. Die Welt wurde zu einer grauen Waschküche. Nur war es noch nicht so schlimm geworden, wie ich es aus manch Londoner Tagen kannte, und ich hoffte auch, dass sich der Dunst nicht so stark verdichten würde, denn dann hatte unser Ausflug keinen Sinn gehabt.

Noch einmal blieb Hoss Ivory stehen. Er befeuchtete mit der Zunge seinen Zeigefinger und streckte ihn in die Luft, um die Windrichtung

zu prüfen. Ich war neben ihm stehen geblieben und entdeckte die Zufriedenheit auf seinem Gesicht.
»Ja, das ist gut«, sagte er.
»Was ist gut?«
»Dass der Wind aus Westen kommt. Aus Erfahrung kann ich Ihnen sagen, dass er am Nachmittag zunehmen wird.«
»Wie schön. Und was bedeutet das für uns?«
»Na, ganz einfach, John. Der Nebel wird sich nicht verdichten. Der Wind treibt die Schwaden weg. Einige werden sich immer halten können, besonders an bestimmten Plätzen, aber wir brauchen nicht mit einer dicken Waschküche zu rechnen.«
»Das ist doch schon was.«
»Finde ich auch.« Er schlug mir auf die Schultern. »Auf denn zum Hügel! Die letzte Strecke ist immer die beste.«
»Und dort wartet dann der Weihnachtsmann – oder?«
»So ähnlich«, sagte er und grinste. Er schaute mich aus seinen grauen Augen an.
Wie schon erwähnt, Ivory war ein wuchtiger Mann mit einem großen Kopf und Gesichtszügen, die wie geschnitzt wirkten, gleichzeitig aber auch weich und fleischig waren. Seine Nase erinnerte mich immer an die einer ägyptischen Statue, so extrem war sie geformt. Die Augenbrauen waren gebogen wie Brücken. So musste man aussehen, um in dieser Landschaft zurechtzukommen.
»Irgendwie habe ich den Eindruck, John, dass Sie dies alles hier nicht so richtig ernst nehmen. Oder täusche ich mich?«
»Sie täuschen sich.«
»Glaube ich nicht.«
»Warum?«
Er schob die rechte Augenbraue hoch. »Sie sind Polizist, John. Und Polizisten sind Menschen, die Beweise brauchen. Ist das nicht auch bei Ihnen so?«
»Doch.«
»Ich würde ja auch so denken wie Sie. Aber die Beweise, die werde ich Ihnen liefern.«
»Darauf warte ich.«
»Keine Sorge.« Er drehte sich abrupt um und ging weiter.
Nachdenklich stiefelte ich hinter ihm her. Bei jedem Schritt hatte ich das Gefühl, als wären zahlreiche Hände da, die mich festhalten wollten. Es schmatzte und gurgelte um meine Füße herum. Die Kraft, die auf mich einwirkte, war enorm.
Das änderte sich, als ich die nassen Querbohlen vor mir schimmern sah. Auch auf ihnen klebten die Gräser wie faulige Finger. Sie und die Blätter machten den Bohlenweg gefährlich glatt.
Zum Glück hatten wir ihn bald hinter uns. Das Gelände stieg bereits

leicht an. Natürlich dachte ich über den Grund nach, weshalb mich Ivor geholt hatte. Er hatte von einem Friedhof gesprochen, von Gräbern und einer schrecklichen Düsternis, von einer alten Templer-Legende, vom Teufel und von einigen Dingen mehr. Das alles kam mir vor, als wäre es in einen gewaltigen Mixer getan worden, sodass eine Soße entstanden war, deren Zutaten nicht mehr zu erkennen waren.

Und dann hatte er noch etwas gesagt.

Irgendwann in der letzten Zeit, besonders am Abend und in der Nacht, waren unheimliche Schreie über das Moor gegellt. Zuerst hatte man an Menschen gedacht, die sich in einer schrecklichen Gefahr befanden, das traf den Punkt aber nicht.

Die Schreie waren keinesfalls von Menschen ausgestoßen worden, sondern von irgendwelchen Bestien, und wer genauer hinhörte, hatte darin die Heullaute von Wölfen erkannt.

Wölfe im Sumpf…

Nebelwölfe!

Dieser Begriff war gefallen, und jetzt wartete ich praktisch darauf, diese Bestien zu sehen. Ich wusste nur nicht, in welch einem Zusammenhang sie mit den anderen Dingen standen, die man mir gesagt hatte. Das war mir einfach alles zu schwammig.

Dann sah ich den Hügel, der größer war, als ich gedacht hatte, und sein Bewuchs bestand aus verkrüppelten Bäumen, Buschwerk und natürlich dem hohen Gras, das allerdings eine schmutzige braune Farbe angenommen hatte.

Ivory drehte sich noch einmal um. »Ein herrliches Plätzchen, ein wunderbarer Flecken Erde. Ideal für Liebespaare.« Er lachte über seine eigene Bemerkung.

Ich war nicht davon überzeugt, dass wir hier ein Schäferstündchen erleben würden. Ich legte die letzten Yards zurück, wobei sich einige Bohlen unter meinem Gewicht bogen, und hatte dann die obere Kuppe des Hügels erreicht, wo Hoss Ivory schon auf mich wartete und aussah wie ein Wächter, der den Sumpf unter Kontrolle halten wollte.

Er war bewaffnet. Über seiner Schulter hing das Gewehr. Es war ein Karabiner aus Armeebeständen, eine ziemlich alte Waffe, die aber noch ausgezeichnet in Schuss war, weil sie immer gepflegt worden war.

»Das ist das Land der Toten«, sagte er mit tiefer Grabesstimme und bewegte seinen rechten Arm im Halbkreis. »Ein Sumpf, in dem das Böse lauert.«

Ich wusste nicht, ob er mir Furcht einjagen wollte, er selbst hatte eine Gänsehaut bekommen. Sein Mund bildete einen Strich, die Haltung war gespannt und der Körper leicht nach vorn gebeugt.

Seine Bemerkung konnte ich nicht bestätigen, denn von den Toten sah ich nichts, obwohl die Sicht verhältnismäßig gut war. Vor uns lag

ein Meer aus grünen und braunen Farben, aus schimmernden Wasserinseln, die wie dunkle Augen blinzelten. Alles befand sich in ständiger Bewegung, denn der Westwind wühlte sich tief in die grauen Schwaden hinein. Er trieb sie voran. Der Wind kreuselte die Wasseroberfläche und kämmte die Gräser.

Ich sah keine Tiere. Nicht mal Vögel hockten in den Bäumen. Über uns war der Himmel ein einziges graues Meer. Wo konnte der Herbst typischer sein als hier?

Ivory schaute mich an. »Haben Sie meine Worte verstanden, John?«

»Ja, schon.«

»Und?«

»Noch kann ich sie nicht bestätigen.«

Er lächelte wieder. »Das habe ich mir gedacht, aber ich will Ihnen eines sagen: Diese Welt ist nur Oberfläche. Mehr sieht man normalerweise nicht. Und was darunter liegt, ist gefährlich.«

»Dazu müsste man tauchen.«

»Lassen Sie Ihren Spott, John, Sie werden noch genug zu sehen bekommen. Dann bin ich gespannt, wie sie reagieren.«

»Okay, Hoss, Sie sind der Boss. Ich frage mich nur, wie es weitergehen soll? Werden wir die nächsten Stunden hier oben verbringen und nur beobachten?«

»Wäre Ihnen das angenehm?«

»Wenn ich ehrlich sein soll, bestimmt nicht. Hier mag es für bestimmte Menschen zwar ganz nett sein, aber ich gehöre zu den Menschen, die sich lieber bewegen.«

»Da haben Sie Recht. Das werden wir auch.« Als er meinen erstaunten Blick sah, musste er lachen. »Keine Sorge, wir werden keinen Dauerlauf auf diesem Hügel veranstalten. Ich hatte Ihnen schon gesagt, dass dieser Fleck so etwas wie ein Ausgangspunkt ist. Von hier geht es weiter. Das ist gewissermaßen ein Stützpunkt.«

»Mit einem Boot, denke ich.«

»Genau.«

Jetzt sah die Sache schon anders aus. Ivory ging vor und winkte mir, ihm zu folgen. Seine Füße knickten das starre Sumpfgras. Er rutschte auf der anderen Hügelseite runter, hielt sich hin und wieder an den Zweigen kleiner Bäume fest, bis er vor der weiten Sumpffläche stehen blieb, die hier einen kleinen See bildete, auf dem sofort das Ruderboot auffiel.

Hoss Ivory deutete auf den Kahn. »Damit setzen wir unseren Weg fort, John.«

Ich war dafür. Das Boot war mit dem Bug an Land gezogen und an einem Pflock festgemacht worden.

»Das erste Ziel haben wir erreicht«, sagte ich, als sich Hoss bückte und den Kahn ganz ins Wasser schob. »Wo ist das zweite?«

»Auf dem Wasser.«
»Was gibt es dort zu sehen?«
»Sie werden sich wundern«, sagte er nur und nickte mir zu. »Los, steigen Sie ein!«
Das Boot schwankte, als ich über die Bordwand kletterte und mich auf eine der beiden Bänke setzte. Hoss schob das Boot weiter ins Wasser und sprang in den Kahn. Er setzte sich auf die Bank in der Mitte und sagte: »Ich rudere.« Widerspruch schien zwecklos.
»Dann komme ich mir so überflüssig vor.«
»Keine Sorge, Ihre Zeit kommt noch.« Er hatte sehr ernst gesprochenund tauchte die Ruder ein. Er zog die Blätter durch und sorgte dafür, dass unser Kahn Fahrt machte. Mit dem kleinen Außenborder wäre das sicherlich schneller gegangen, doch Hoss wollte wohl lieber rudern.
Wir zerschnitten die grünbraune Wasserfläche wie ein Messer den Kuchen. Ich wusste nicht, in welche Richtung wir fuhren, da musste ich mich schon auf Ivory verlassen, jedenfalls glitten wir hinein in eine für mich fremde, stille und unheimliche Welt, die mir mehr vorkam wie eine für uns aufgebaute Kulisse.
Hier hatte das Sterben System bekommen. Ein totes Gelände, Moder und Fäulnis überwogen, doch das war nur der erste Eindruck.
Wer sich näher mit dem Sumpf beschäftigte, der wusste, dass auch er voller Leben steckte und ungemein wichtig war. Der Sumpf war ein wichtiger Regulator für die Umwelt, und zum Teufel mit dem, der ihn trockenlegen wollte.
Eine blasse Landschaft glitt an uns vorbei. Auch bedingt durch den grauen Dunst, der sich an der Wasserfläche festklammerte und alles wie mit Leichentüchern überdeckte.
Ivory sprach nicht. Er ruderte nicht schnell oder hektisch, aber wir kamen gut voran.
Ich beobachtete die Umgebung. Oft genug tauchten gespenstische Gestalten aus dem Wasser auf. Zumindest waren es abgestorbene Zweige von Bäumen, die irgendwann einmal in das Wasser gefallen und in den ewigen Kreislauf hineingezogen waren. Sie kratzten manchmal an der Bordwand wie die Hände irgendwelcher Zombies.
Wir glitten auch durch Sumpfgrasinseln. Unser Boot teilte sie wie ein breites Messer. Da war das Wasser dann so flach, dass die Ruder hochgehalten werden mussten.
Manche Menschen mochten sich ja über eine derartige Fahrt freuen, ichdachte anders darüber und wartete darauf, endlich ein Ziel erreichen zu können.
Ivory sah mir die Ungeduld an und lächelte kantig. »Keine Sorge, wir haben es bald hinter uns.«
»Wieso? Ich habe nichts gesagt.«

»Manchmal kann ich Gedanken lesen.«

Ich hob die Schultern. »Dann sind Sie besser als ich.«

Durch den Dunst schaute ich auf etwas Kompaktes, Dunkles, das sich wie eine treibende Insel hinter den grauen Schleiern abmalte.

Hoss Ivory hatte meinen Blick bemerkt, er nickte und erklärte mir, dass dies unser Ziel wäre.

»Und was ist das genau?«, erkundigte ich mich.

»Eine Insel im Sumpf, eine relativ trockene Stelle, doch nur mit dem Boot zu erreichen.«

»Dort wartet die Überraschung?«

»Ich hoffe es doch.« Er ruderte stärker, die Insel rückte näher. Um sie drehten sich meine Gedanken. Ich dachte an Ivorys Erzählungen, mir kam das furchtbare Heulen in den Sinn. So stellte ich mir die Frage, ob sich auf dieser Insel auch die Wölfe aufhielten, die das Heulen ausgestoßen hatten, wobei ich auch an Werwölfe dachte, denn für diese Geschöpfe war ich eigentlich zuständig.

Ich hatte den Eindruck, als würde sich die Insel bewegen, aber es war nur unser Kahn, der schaukelte.

»Sie können jetzt ein Ruder übernehmen, John. Das Wasser wird gleich sehr flach. Wir müssen den letzten Rest staken.«

»Okay.« Ich drückte das Ruder ins Wasser und spürte schon sehr bald den weichen Widerstand. Moorschlamm auf dem Grund. In Jahrmillionen gebildet.

Es wurde kalt. Unnatürlich kalt. Ich glaubte, von einem Eishauch umweht zu sein, und mir kam es plötzlich vor, als hätten wir eine gewisse Grenzeüberschritten. Vielleicht die zu einem unsichtbaren Reich, dem der Toten.

Auch Ivory hatte eine Gänsehaut bekommen. »Spüren Sie es auch, John?«, fragte er flüsternd.

Ich nickte. »Ja, was ist das?«

»Die andere Kälte.«

Mit dieser Antwort konnte ich nichts anfangen, bat um eine Erklärung, doch Hoss schüttelte den Kopf. »Sie werden gleich merken, was ich damit gemeint habe.« Er fügte noch etwas hinzu, das mich stutzig machte. »Hoffentlich kommen wir nicht zu spät.«

»Meinen Sie?«

»Ja, es kann hier sehr gefährlich werden.« Er stand auf, das Boot schwankte etwas, als er sich abstieß, dann klatschte er mit beiden Füßen in das seichte Uferwasser.

An einem Tau zerrten wir den Kahn gemeinsam an Land. Auch ich stand jetzt im Wasser und war mehr als froh, in die Stiefel geschlüpft zu sein.

»Da wären wir.«

»Sicher«, sagte ich und schaute mich um. Wir standen auf einer Insel,

okay, wir befanden uns aber auch gleichzeitig in einem Wald, wie ich noch keinen erlebt hatte. Die Bäume waren nur noch kahle Gerippe. Sie hatten ihr Laub verloren.

»Fällt Ihnen etwas auf, John?«

»Sicher. Das Laub…«

Hoss Ivory lachte. Das raue Geräusch passte sich dieser kahlen Umgebung irgendwie an. »Sie haben völlig Recht. Hier ist alles tot, hier lebt nichts mehr. Hier kann auch nichts leben.«

»Warum nicht?«

Hoss schaute sich um, bevor er dicht an mich herantrat und seine Stimme dämpfte. »Weil hier das Böse regiert. Hier hat es sich manifestiert. Hier ist etwas Schreckliches, John, und ich habe manchmal das Gefühl, als wäre der Untergang der Welt von hier aus eingeleitet worden.«

Seine Worte hatten mich sprachlosgemacht. Ich musste mich räuspern, hob die Schultern, versuchte so etwas wie ein Lächeln, das leider misslang. »Nun ja«, sagte ich, »so schlimm sehe ich das nicht. Ich habe eher den Eindruck, als hätte die Natur…«

»Nichts ist mit der Natur, John. Hier herrschen andere Gesetze. Hier ist das Grauen existent. Das müssen Sie einfach einsehen. Wir werden jetzt die Insel durchwandern, wir werden es erleben. Ich war zweimal hier und habe mich stets gefühlt wie in einem großen Grab ohne Mauern. Trauen Sie sich?«

Ich nickte nur.

Er hielt meinen rechten Arm fest und schob mich dann vor. Ich schaute zu Boden, weil ich damit rechnete, gefährliche Sumpflöcher zu entdecken, die nur darauf warteten, dass jemand hineintrat, um sicher an eine Beute heranzukommen.

Das war nicht der Fall. Beinahe fest wie auf einer normalen Wiese konnte ich auftreten.

Nur war diese Erde nicht grün oder braun, sondern schwarz, als hätte es hier irgendwann einmal gebrannt.

»Nun, wie gefällt es Ihnen hier?«, fragte Hoss.

»Überhaupt nicht.«

»Kann ich mir denken.«

Wir schritten auf das andere Ufer der Insel zu und waren von den starren Gewächsen umgeben, deren Arme sich in alle Richtungen reckten, als wollten sie nach etwas greifen. Diese Bäume bildeten die seltsamsten Figuren, die allesamt aus gefährlichen Schattenreichen entstiegen waren, um sich den Menschen zu stellen.

Ich blieb stehen, als auch Hoss Ivory seine Schritte verlangsamte.

»Wollten Sie mir das hier zeigen, Hoss?«

Er hob die Schultern. »Nicht ganz, John, nicht ganz. Es gibt da noch etwas Besonderes.«

»Hier auf der Insel?«
»Ja.«
»Und wo?«
»Kommen Sie mit.«
Ich ging hinter ihm her, wie ein kleiner Junge dem Lehrer folgte, weil er eine Strafe zu erwarten hatte. Schon nach kurzer Zeit war mir aufgefallen, dass es auf dieser Insel nicht gleich dunkel oder düster war. Das graue Dämmerlicht war von Ort zu Ort unterschiedlich stark. Der Ort, zu dem Ivory ging, war besonders düster.
Dann war mir noch etwas aufgefallen. Eigentlich hätte diese Insel ebenfalls von den grauen Dunstschwaden durchweht werden müssen. Hier tat sich nichts. Sie lag völlig frei, als hätte der Nebel aus bestimmten Gründen einen Bogen um sie gemacht, und mir kamen die ungewöhnlichsten Erklärungen in den Sinn. Ich dachte daran, dass er vielleicht spürte, wie gefährlich diese Insel war. Ich erinnerte mich auch wieder an die Kälteschauer, die uns erwischt hatten, als wir die Insel betraten. Es gab hier ein Geheimnis, das stand fest. Was es allerdings war, konnte ich nicht sagen. Ich hoffte nur, dass mich Hoss Ivory aufklärte. Schließlich war er in dieser Gegend geboren.
Der Mann war stehen geblieben, hatte sich nach rechts gedreht und den Arm ausgestreckt. Er stützte sich dabei auf einem viereckigen Gegenstand ab, der aus dem Boden ragte.
»Kommen Sie her, John.«
»Bin schon da«, sagte ich und wollte noch etwas hinzufügen, als ich sah, worauf sich Ivory abgestützt hatte. Das allerdings verschlug mir die Sprache.
Es war die obere Kante eines Grabsteins!

***

Ich hielt mich zunächst einmal geschlossen, merkte aber, dass ein kalter Schauer über meinen Rücken rann. Als ich das Gesicht meines Gegenüberssah, da erkannte ich, dass es ihm nicht anders erging als mir.
Ich schluckte schwer, ging zwei kleine Schritte vor und betrachtete den bearbeiteten Stein. Er trug keine Inschrift, zumindest keine lesbare, denn die Buchstaben, sollten sie einmal vorhanden gewesen sein, waren im Lauf der Zeit verwittert.
»Nun?«, fragte Hoss.
Ich räusperte mich, was in der Stille laut klang. »War es das, was Sie mir zeigen wollten?«
»Unter anderem.«
Ich hob die Schultern. »Für manche Menschen mag dies zwar makaber sein, aber ich sehe darin nur einen normalen Grabstein.«
Hoss Ivory schenkte mir ein gezwungenes Lächeln. »Das ist er auch,

John, ja, das ist er.«

»Sagen Sie nur nicht, dass wir nur deshalb hergekommen sind.«

»Nein, das ist nicht der Grund. Lassen Sie uns weiter auf Entdeckungsreise gehen, John. Was Sie hier gesehen haben, ist erst der Anfang«. Er ging vor, und wieder folgte ich ihm.

Grabsteine auf einer Insel im Sumpf. Das war außergewöhnlich, aber nicht unerklärlich. Da mochte jemand vor langer Zeit einen Friedhof angelegt haben, als dieser Sumpf noch begehbar gewesen war. Ich wusste zudem, dass Grabsteine Hunderte von Jahren halten konnten. Mit Magie hatte dies meiner Ansicht nach nichts zu tun.

Doch Hoss war vom Gegenteil überzeugt, das hatte er mir des Öfteren zu verstehen gegeben, und ich erlebte bei ihm in diesen Minuten eine schon bedrückende Furcht.

Ich warf einen Blick zum Himmel hoch. Hinter den starren Ästen zeichnete sich die graue Decke aus treibenden und quellenden Wolken ab. Sie waren wie eine gewaltige Flut, die sich durch nichts in der Welt aufhalten ließ.

Meine Sohlen kratzten über den dunklen Boden. Hin und wieder zeigte er Risse und Spalten, als wäre er von innen ausgetrocknet worden, was ich mir nicht vorstellen konnte.

Hoss Ivory war stehen geblieben. »Wenn Sie eine Lampe haben, schalten Sie sie ein«, sagte er. »Ich habe meine leider im Boot vergessen. Schauen Sie sich ruhig um.«

»Das werde ich auch.« Eigentlich brauche ich die Lampe nicht, denn auch so hatte ich gesehen, in welch einer Umgebung wir uns aufhielten. Wir standen tatsächlich auf einem alten Friedhof. Der Lichtfinger meiner Bleistiftleuchte glitt über das morsche, raue Gestein hinweg, und ich sah mich praktisch umzingelt von zahlreichen Grabsteinen. Es waren mindestens zehn.

Sie alle sahen irgendwie gleich aus, bestanden aus verwittertem Gestein, waren aber von unterschiedlicher Größe. Kreuze sah ich nicht, es gab nur diese kantigen Steine, die nach so langer Zeit schief im Untergrund standen.

Es war eine gruselige und makabre Umgebung, besonders wenn ich daran dachte, dass wir uns praktisch mitten im Sumpf befanden.

Je länger ich darüber nachdachte, umso ungewöhnlicher und seltsamer fand ich diesen Friedhof schon, der in einer bedrückenden Stille lag, als wollte selbst der Wind die hier ruhenden Toten nicht stören.

Hinzu kamen die blattlosen Bäume mit ihrem starren Geäst. Sie umstanden die Grabsteine wie Totenwächter, ohne sie allerdings richtig beschützen zu können. Ich löschte die Lampe wieder und hörte Hoss Ivory schwer atmen. Er wischte über sein Gesicht, als er flüsterte: »Haben Sie es gesehen, John?«

»Ja, das habe ich.«
»Was sagen Sie?«
»Ein Friedhof, Hoss. Ich bleibe bei der Meinung. Es ist ein alter Friedhof.«
Er nickte versonnen, als er sich etwas drehte, um sich mit dem Rücken gegen einen Grabstein zu lehnen. »Ja, da haben Sie Recht. Es ist ein Friedhof.«
»Ein ungewöhnlicher«, sagte ich.
Er schüttelte den Kopf. »Das ist falsch ausgedrückt, John. Dieser Friedhof ist nicht nur ungewöhnlich, er ist schaurig, er ist unheimlich, er ist böse!« Das letzte Wort betonte er besonders und wiederholte es noch einmal. »Ja, er ist böse, John, sehr böse sogar. Einfach grauenhaft.«
Ich hob die Schultern. »Sorry, das kann ich nicht so beurteilen. Doch Sie werden Ihre Gründe haben.«
»Die habe ich. Zuvor eine Frage: Spüren Sie nichts von dieser anderen Atmosphäre?«
Ich zögerte etwas, bevor ich sagte: »Im Prinzip nicht. Nun bin ich kein besonders ängstlicher Mensch, was in meinem Job begründet liegt, aber…«
Er unterbrach mich. »Dieser Friedhof hat keine Berechtigung, John. Er darf nicht sein.«
Das war mir zu hoch. »Aber er ist da, Hoss. Wie können Sie sagen, dass er nicht…?«
»Lassen Sie mich ausreden, bitte.« Ivory holte tief Luft. »Dieser Friedhof darf nicht sein, und das hat auch über Jahrhunderte hinweg seine Berechtigung gehabt. Was ich Ihnen jetzt sage, klingt unwahrscheinlich, ist aber eine Tatsache. Diesen Friedhof gibt es erst wieder seit knapp drei Wochen. Vorher war er nicht vorhanden, John Sinclair. Wissen Sie jetzt, weshalb ich Ihnen Bescheid gesagt habe? Er ist wie aus dem Nichts erschienen…«

***

Hoss Ivory hatte eine für sein Verständnis lange Rede gehalten, und alssie beendet war, da stöhnte er auf, senkte den Kopf und machte den Eindruck eines Menschen, der aufgegeben hatte.
Ich sagte erst einmal nichts, nicht, weil ich nicht wollte. Mir fehlten einfach die Worte, denn auf diese Überraschung war ich nicht gefasst gewesen. Ich ließ Hoss stehen und bewegte mich über das Gelände, wobei ich fast jeden Grabstein berührte und mich davon überzeugen wollte, dass sie auch echt waren.
Hier gab es keine Kulisse. Das hier war alles echt und ich spürte unter meinen Fingern den Widerstand. Die letzten Erklärungen des Mannes strömten mir immer wieder durch den Kopf, wobei ich mich

auch fragte, ob ich Hoss glauben sollte.

Doch, das musste ich. Ivory war kein Spinner und auch kein Träumer. Er war ein Mensch, der unbeirrbar seinen Weg ging und sich von nichts abhalten ließ. Hoss stand mit beiden Beinen auf der Erde.

Der machte nicht die Pferde scheu, so gut hatte ich ihn mittlerweile kennen gelernt. Welchen Grund hätte er haben sollen, mir hier einen Bären aufzubinden? Überhaupt keinen. Wenn er sagte, dass es den Friedhof vor einiger Zeit noch nicht in dieser Form und sichtbar gegeben hatte, dann wollte ich ihm auch glauben.

Er ließ mich in Ruhe über den kleinen Friedhof inmitten dieser kahlen und toten Welt gehen und sprach mich erst wieder an, als ich vor ihm stand.

»Das ist ein Hammer, wie? Damit haben Sie nicht gerechnet, John. Seien Sie ehrlich.«

»Ich bin es.«

»Und?«

»Sie haben Recht, Hoss. Damit habe ich nicht gerechnet, damit konnte ich auch nicht rechnen. Es ist ein Wahnsinn, wenn das stimmt, was Sie mir gesagt haben.«

»Jedes Wort ist wahr, John. Ich habenicht gelogen. Welchen Grund hätte ich auch haben sollen?«

»Ja, stimmt, welchen Grund?«

»Es gibt keinen.«

»Aber der Friedhof ist hier.«

»Richtig.«

»Und die Grabsteine waren vor einigen Wochen noch nicht auf dieser Insel im Sumpf zu sehen, wenn ich Sie recht verstanden habe?«

»So ist es.«

»Woher sind sie dann gekommen?«

Er schaute zu Boden und hob die Schultern.

»Wer hat sie auf diese Insel gestellt?«

»Ich weiß es nicht, John. Wissen Sie, ich gehöre zu den Menschen, die hin und wieder Inspektionstouren durch den Sumpf fahren. Ich kenne die Insel hier, und Sie können sich meine Überraschung vorstellen, als ich die Grabsteine entdeckte. Das… das war für mich der Schock des Lebens. Damit hätte ich nie gerechnet. Ich weiß auch nicht, ob sie von einer Gruppe aufgestellt wurden, das glaube ich nicht. Schauen Sie sich die Dinger an, die sind feucht, alt und verwittert. Sie müssen wo anders hergekommen sein, denke ich.«

»Schön, einverstanden. Und woher, bitte?«

Er streckte einen Zeigefinger aus und deutete damit auf den Boden. »Von dort unten, John.«

Ich runzelte die Stirn. »Sie meinen… aus der Erde?«

»Davon bin ich überzeugt.«

Ich war es nicht und fragte: »Warum gerade das?«
»Weil ich die Geschichte dieser Gegend hier kenne, John. Die ist wichtig.«
»Das scheint mir auch so zu sein. Würden Sie mich darüber aufklären?«
»Ja, das wollte ich. Sie müssen wissen, dass es diesen Friedhof schon einmal gegeben hat. Er ist uralt, einige Hundert Jahre, etwas Genaues weißniemand, aber man kennt die alten Überlieferungen. Die wiederum besagen, dass man damals etwas unheimliches Böses hier unten begraben hat. Etwas, von dem die Menschen nicht gern reden, weil ihnen die Angst die Kehle dabei zuschnürt.«
»Sie aber wissen es.«
»Ja, und ich will darüber sprechen. Ich muss es einfach tun. Vor langer Zeit hat man hier Wesen verscharrt, die Menschen waren, aber eigentlich nicht dazu gehörten, weil sie sich von der menschlichen Gemeinschaft gelöst hatten. Es waren Kreaturen des Bösen, die sich in der Nacht und bei Vollmond verwandelten. Wissen Sie jetzt, John, worauf ich hinaus will?«
»Ich kann es mir denken. Sie haben von diesen Heultönen gesprochen. Werwölfe?«
Er schluckte und nickte, weil ihm die Stimme versagte. Ich sah auch, wie sein Gesicht grau wurde und er den Kopf zur Seite drehte, als würde er sich schämen.
»Hat man sie hier begraben?«
»Ja.«
»Ging das so einfach?«
»Man schlug sie nieder.«
»Aber ich bitte Sie, Hoss! Doch keine Werwölfe. Darin habe ich meine Erfahrungen.«
»Doch«, beharrte er, »man schlug sie nieder. Glauben Sie mir, John, auch die Menschen damals waren schon schlau und wussten genau, was sie taten. Sie schlugen diese Kreaturen nieder, als sie noch ihre menschliche Gestalt hatten. Jedenfalls hat man sie begraben, als sie bewusstlos gewesen waren. Hier auf dieser Insel. Man hatte die Gräber schon zuvor ausgehoben und sie verscharrt.«
»Das ist wirklich hart«, murmelte ich.
»Furcht ist das«, flüsterte Ivory und schüttelte deprimiert den Kopf. »Ich… ich kann es nicht fassen. Esliegt schon lange zurück, aber jetzt hat sich der Fluch erfüllt.«
»Welcher Fluch?«
»Für mich ist das ein Fluch. Die Menschen in dieser Gegend kennen die Geschichte. Sie haben sie bewusst verdrängt, doch jetzt werden sie auf schreckliche Art und Weise wieder daran erinnert. Es hat sich ja herumgesprochen, was hier passiert ist. Ich… ich konnte es einfach

nicht für mich behalten, ich musste mit jemandem darüber sprechen.«

»Das ist verständlich«, murmelte ich. »Jetzt sind Sie an der Reihe, John. Sie müssen das Rätsel des Friedhofs klären. Ich kann es nicht. Ich kann Ihnen höchstens formal behilflich sein und bin froh, dass Sie überhaupt gekommen sind, trotz meiner wirren Andeutungen.«

»Auf die ich gern noch einmal zurückkommen möchte.«

»Bitte.«

»Mir will da eines nicht in den Kopf, Hoss. Sie haben diese Andeutungen gemacht und dabei auch von den Templern gesprochen. Erinnere ich mich da richtig?«

»Das sagte ich.«

»Wie kommen Sie auf die Templer?«

Er hob die Schultern. »Ich weiß nicht viel über die Geschichte dieses Ordens, da sind Sie bestimmt besser informiert, aber ich weiß, dass Kirche und Staat gemeinsam den Orden aufgelöst haben. Die Templer hatten sich dem Bösen zugewandt, der Schwarzen Magie, und ich weiß auch, dass sie geflohen sind, als ihr Orden aufgelöst wurde. Die meisten starben. Einige konnten jedoch entwischen und haben sich über die damals bekannte Welt verteilt. Schottland und Frankreich sind Hochburgen gewesen, aber einige aus diesem Orden waren auch hier. Sie sind hierher in den Südwesten gekommen, um sich zu verbergen. Und es war keine gute Botschaft, die sie brachten, sondern die Botschaft des Bösen.«

Ich hatte ihn verstanden. »Dann gehen Sie davon aus, Hoss, dass die Menschen, die in diesen Gräbern liegen, die Templer gewesen sind.«

»Das genau meine ich.«

Hatte er Recht, reimte er sich etwas Falsches zusammen? Ich konnte es nicht sagen. Immer wieder traf ich bei meinen Nachforschungen auf die Spuren des Ordens, und ich selbst stand dieser Gruppe sehr nahe, ohne mich allerdings selbst als Templer zu fühlen. Viele Freunde hatte ich unter ihnen, und ich versuchte noch immer, die Herkunft des geheimnisvollen Skelett-Sessels aufzuklären, der von meinen Templer-Freunden in Frankreich bewacht wurde.

Mir war zudem bekannt, dass sich die Templer in zwei Gruppen geteilt hatten. Die eine Gruppe ging den gerechten Weg, die andere aber hatte sich einem Dämon namens Baphomet zugesellt, um einzig und allein dem absolut Bösen zu dienen. Von Baphomet war der Weg nicht mehr weit bis zu Luzifer.

»Sie geben keine Antwort, John?«

»Sorry, ich denke nur nach.«

»Können Sie mir denn glauben?«

»Ich versuche es zumindest. Außerdem habe ich auch keine andere Erklärung für die Existenz dieses Friedhofs. Nur bin ich nicht sicher, ob in der Erde tatsächlich die alten Templer liegen…«

»Das weiß ich auch nicht. Wenn, dann müssten sie vermodert sein. Andererseits habe ich Ihnen von den nächtlichen Heullauten erzählt. Sie traten zeitgleich mit der Rückkehr des Friedhofs auf. Ich bin davon überzeugt, dass sich hier etwas zusammengebraut hat. Noch stehen wir am Beginn, aber nicht mehr lange.«

»Stimmt.« Ich lächelte knapp. »Es hört sich zwar komisch an, was ich jetzt sage, und ich könnte Sie möglicherweise auch enttäuschen, aber was verlangen sie von mir? Was soll ich tun, umdieses Grauen, das für mich bisher nicht greifbar gewesen ist, zu stoppen?«

»Das weiß ich tatsächlich nicht.«

»Sollen wir die Gräber öffnen?«

Hoss Ivory schaute gegen die verwitterten Steine und hob die Schultern. »Was würden wir finden?«

»Gebeine.«

»Meinen Sie?«

»Sind Sie anderer Meinung?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen, John. Es ist alles zu kompliziert, wenn Sie verstehen…« Er hob die Schultern, und diese Bewegung wirkte müde. »Mir ist da eine Idee durch den Kopf gegangen, die Ihnen vielleicht völlig absurd erscheinen mag.«

»Ich höre.«

»Ja, John, was ist denn, wenn die Leichen nicht verwest sind? Wenn es sie noch gibt. Wenn Sie in der Nacht aus ihren Gräbern hervorkriechen und als Monstren, Werwölfe, durch die Nacht irren? Können Sie mir sagen, was dann passiert?«

»Nein.«

»Was halten Sie denn von der Idee?«

»Ich habe noch keine Meinung, doch möglich ist alles.«

»Wie sieht es denn mit Ihnen aus, John? Haben Sie schon etwas Ähnliches erlebt? Sie haben doch Erfahrungen sammeln können. Gibt es da Parallelen?«

»Bisher nicht, denke ich.«

»Dann müssen wir von vorn anfangen.«

»Und wie haben Sie sich das gedacht?«

Hoss kratzte über seinen kantigen Nasenrücken. »Eigentlich habe ich mir noch keine Gedanken darüber gemacht, wenn ich ehrlich sein soll. Ich habe mich da mehr auf Sie verlassen, John.«

»Pardon, aber der große Guru und Alleskönner bin ich nun wirklich nicht, mein Lieber.«

»Ja, das habe ich jetzt auch gesehen.« Er schaute zu Boden. »Aber etwas müssen wir tun.«

»Stimmt. Nur habe ich keine Lust, noch mal herzukommen und die Gräber der Reihe nach aufzuschaufeln.«

»Vielleicht eines?«, schlug Ivory vor.

»Mit den bloßen Händen?«, fragte ich.
»Nein, das ist nicht nötig. Es mag Ihnen nicht aufgefallen sein, aber im Kahn liegt Werkzeug. Ich hatte es mit einer Plane abgedeckt. Wenn Sie wollen, hole ich es.«
Da musste ich lachen. »Hoss«, sagte ich und drohte ihm mit dem Finger. »Sie sind schlauer, als ich dachte.«
»Nein, das ist nur so…«
»Okay, wie Sie wollen. Wenn wir schon mal hier sind, dann können wir auch anfangen.«
»Danke, John, danke.« Er drehte sich um und lief mit schnellen Schritten den Weg zurück.
Ich aber blieb bei den Gräbern und zerbrach mir über sie den Kopf. Templer? Werwölfe? Ich wusste es nicht, ahnte jedoch, dass sich hier etwas Großes anbahnen konnte…

***

Hoss Ivory war aufgeregt wie ein Teenager bei seinem ersten Date.
Sein Herz klopfte viel schneller als gewöhnlich, und auch sein schlechtes Gewissen war verschwunden, das ihn für einige Zeit gepeinigt hatte. Er hatte sich Vorwürfe gemacht, Sinclair zu holen, und er wäre ihm auch nicht böse gewesen, wenn er abgelehnt hätte, aber das hatte er nicht getan. Im Gegenteil, er war sogar daran interessiert, dass das Grab geöffnet wurde, um hinter das Rätsel dieses unheimlichen Friedhofs zu gelangen.
Das war mehr, als er zu hoffen gewagt hatte.
Hoss eilte durch den Wald, der seinen großen Schrecken für ihn verloren hatte. Auch das lag an der Anwesenheit des Mannes, denn sie hatte ihm eine gewisse Sicherheit gegeben. Hoss fühlte sich nicht mehr so allein und auf sich selbst gestellt. Gemeinsam würden sie es schaffen und das Grauen stoppen.
Er dachte an das schreckliche Geheul, von dem er Sinclair bisher nur hatte berichten können. Beinahe wünschte er sich, dass es in diesen Augenblicken erklingen mochte, damit auch der Geisterjäger den entsprechenden Beweis bekam.
Ivory huschte an den Bäumen vorbei, duckte sich öfter, als wollte er irgendwelchen zupackenden Händen entgehen, und hatte den Eindruck, als würden sich ihm die Zweige unter dem Druck der tiefen Wolkendecke entgegenbiegen.
Der Untergrund war hart und rau. Die Risse konnten nicht übersehen werden. Auch die Farbe stimmte mit der des übrigen Geländes nicht überein. Er verglich diese Insel mit einem Vulkan, in dessen Innern es schon rumorte und bei dem die Menschen darauf warteten, dass der Berg jeden Moment glühende Lava ausspuckte.
Hoss Ivory erreichte das Ufer und blieb dort schwer atmend stehen.

Er sah das Boot. Es lag noch an derselben Stelle. Seine Befürchtungen und Einbildungen, dass es jemand zur Seite geschafft haben könnte, trafen nicht zu.

Bevor er das Werkzeug auspackte, ließ er seinen Blick über die weite, flache, grünbraune Fläche gleiten, die in einer absoluten Stille lag. Glücklicherweise hatte sich nichts verändert. Nach wie vor schwebten die grauen Schwaden wie durchsichtige Tücher über den Sumpf hinweg, an dessen Oberfläche sie sich hin und wieder festkrallten.

Das Wasser bewegte sich kaum, wenn, dann in träge wirkenden Schaukelbewegungen.

Hoss kletterte in das auf dem Land liegende Boot und kniete dort nieder. Das Werkzeug hatte er in die Plane eingewickelt und diese mit zwei Bändern umwickelt, damit der Spaten und die Schaufel nicht bei jeder Bewegung aneinander stießen. Er ärgerte sich darüber, keine Spitzhacke mitgenommen zu haben, denn bei diesem harten Boden musste man trotz des scharfen Spatenblattes doch ziemlich viel Kraft aufwenden, um ein entsprechendes Loch zu graben.

Die Plane und die beiden Bänder blieben liegen, als er das Boot wieder verließ. Beide Werkzeuge hatte er über die linke Schulter gelegt und hielt die Stiele auch mit der linken Hand fest.

Einen letzten Blick warf er zurück und wollte sich schon wieder abwenden, als er die Veränderung sah.

Hoss Ivory wusste selbst nicht, warum er plötzlich erstarrte und nicht einmal daran dachte, seine Augenlider zu bewegen. Lag es tatsächlich an dieser ungewöhnlichen Veränderung, die sich auf der Wasserfläche abzeichnete?

Er holte schnaufend durch die Nase Luft. Auf seinem Rücken spürte er den kalten Schauer der Furcht, denn diese Veränderung war einfach nicht als natürlich anzusehen.

Da schwamm etwas auf dem Wasser!

Beim ersten Hinsehen hatte er es für einen Schatten gehalten, aber das war es nicht. Kein Schatten war so dicht wie dieser große, gewaltige Fleck, der ihm vorkam wie ein schwarzer Teppich, der allerdings auf ein bestimmtes Gebiet begrenzt war und sich, das sah er genau, nicht weiter ausdehnte.

War es Öl?

Ihm galt der erste Gedanke, und er überlegte auch weiter. Nur sagte er sich dann, dass es hier kein Öl gab. Da sprudelte auch nichts aus einer unterirdischen Quelle in die Höhe. Was daauf dem Wasser schwamm und wie Schleim aussah, konnte kein Öl sein.

Er bewegte sich nicht.

Die Schwärze blieb.

Sie trieb an einer Stelle.

Und sie »meldete« sich!

Hoss Ivory konnte es nicht glauben. Er war sich sicher, vom Sumpf her angesprochen zu werden. Jemand sandte ihm eine Botschaft zu, die er wie kalte Finger in seinem Kopf spürte. Sie hatten sämtliche Grenzen überwunden und waren in sein Gehirn eingedrungen, und er spürte das absolute andere, das Gefährliche und Böse, das da von ihm Besitz ergreifen wollte.

Ivory zitterte vor Furcht. Er sah nur diesen schwarzen Teppich auf dem Wasser liegen, der sich veränderte, für ihn jedoch zu einer schrecklichen Fratze geworden war.

Was war das? Er hatte es noch nie erlebt, noch nie gesehen. Dabei war er doch oft genug mit dem Boot in den Sumpf hineingefahren.

Was war da aus der Tiefe an die Oberfläche gestiegen und versuchte, ihn, den Menschen, in seinen Griff zu bekommen?

Er war noch nicht so weit, dass er die Fahrt zur Insel bereute, doch er dachte mit Schrecken an den Rückweg und konnte nur hoffen, dass sich die schwarze Fläche bis dahin wieder verflüchtigt hatte.

Die beiden Werkzeuge empfand er als belastend. Er fing außerdem an zu zittern, als wären da Bewegungen oder Vibrationen im Boden, die sich auf ihn übertrugen.

Er musste zurück zu John Sinclair, ihm alles berichten. Hoss drehte sich um und merkte sehr bald, wie schwer es ihm fiel. Ihm kam es vor, als wären zahlreiche Hände dabei, ihn festzuhalten, um ihn auf der Stelle zu bannen.

Hoss Ivory keuchte, er schrie sogar leise auf, und dann hatte er es geschafft. Als wäre dieser Schleim aus dem Wasser als unsichtbares Wesen an Land gekrochen, um sich um seine Knöchel zu wickeln, so kam Hoss sich vor, als er sich drehte.

Dann hetzte er zurück und war plötzlich froh, in diesen Wald eintauchen zu können, vor dem er sich vor kurzem noch so gefürchtet hatte.

Jetzt gaben ihm die kahlen, dunklen, blattlosen Bäume Schutz, und als er John Sinclair sah, ging es ihm beinahe wieder gut. Hoss ging langsamer, weil er auch wollte, dass sich sein Atem beruhigte. Dennoch schaute er Sinclair aus großen Augen an, und diesem fiel natürlich auf, dass etwas nicht stimmte.

***

Ich wartete so lange, bis der Mann Spaten und Schaufel zu Boden gelegt hatte und sprach ihn erst dann an. »Was ist mit Ihnen, Hoss? Sie sind gerannt und deshalb außer Atem? Warum haben Sie das getan? War jemand hinter Ihnen her.«

Er stand vor mir und schluckte, schüttelte den Kopf und spielte mit seinen Fingern. »Nein, John, es war keiner hinter mir her. Jedenfalls nicht so, wie Sie es meinten. Aber ich fühlte mich trotzdem verfolgt,

das muss ich Ihnen sagen.«

»Von wem?«

Er hob die Schultern und schaute nach rechts. »Wissen Sie, John, da war etwas auf dem Wasser, das ich bisher noch nicht gesehen habe. Es schwamm auf der Oberfläche, es war wie ein… ja, wie ein Ölteppich. Pechschwarz, als hätte jemand die Oberfläche gestrichen.«

»Eine Flüssigkeit?«, hakte ich nach.

»Ja.«

»Öl?«

»Nein!«, widersprach er entschieden. »Das ist kein Öl gewesen. Das kann kein Öl gewesen sein. Öl sieht anders aus.« Er musste sich räuspern. »Außerdem gibt es hier keine Ölquellen, das ist unmöglich. Nein, John, es muss etwas anderes gewesen sein, das von unten hochgestiegen ist.«

»Gefärbtes Wasser?«, fragte ich.

»Nein, es sah anders aus. Dicker und schleimiger. Aber beschwören kann ich es nicht.« Er legte seine Hände gegen den Kopf. »Und da ist noch etwas«, flüsterte er. »Als ich am Ufer stand und diesen Teppich beobachtete, da war der Feind plötzlich da.«

Ich schaute ihn zweifelnd an, doch er ließ sich nicht beirren. »Ja, John, der Feind in meinem Kopf. Es waren die glatten, kalten Finger, die sich in mein Gehirn wühlten wie stumpfe Messer. Ich weiß, dass Sie mich vielleicht auslachen werden, aber genau das habe ich gefühlt. Es war etwas Fremdes, unwahrscheinlich Böses, das meinen Verstand umklammerte, als wollte es das Normale aus mir herauspressen.«

Seine Augen waren groß geworden, die Haut im Gesicht rot angelaufen, denn die Erinnerung an sein Erlebnis überwältigte ihn, und ich kam zu dem Schluss, dass mir dieser Mann nichts vormachte. Das hatte Hoss Ivory selbst erlebt.

»Können Sie weitersprechen?«

Er nickte. »Ich versuche es. Es drang in mein Gehirn, als wollte es mich einfach übernehmen. Ich war für wenige Sekunden nicht mehr, der ich bin.« Er hob die Schultern. »Keine Ahnung, ob Sie mich verstehen, John, aber so ist es gewesen. Ich gehörte nicht mehr zu den Menschen, sondern zu diesem… diesem Ding da.«

»Der schwarzen Fläche?«

»Genau.«

Er wartete auf meine Reaktion, aber ich konnte ihm nicht viel sagen. Wichtig war, dass ich ihm glaubte, und das tat ich in diesem Fall. Hier braute sichetwas zusammen, und ich fühlte mich auf dieser von Grabsteinen bestückten Insel immer weniger wohl. Allmählich bog sich die Zange zusammen, die noch unsichtbar über unseren Köpfen schwebte. Wenn alles stimmte, was ich von Ivory erfahren hatte, dann standen wir hier auf einem Ort des Bösen.

Er hob die Schultern. »Es ist schwer zu glauben, John, aber ich habe nicht gelogen.«
»Das behaupte ich auch nicht.«
»Sollen wir trotzdem graben?«
»Haben Sie einen anderen Vorschlag?«
Hoss Ivory schaute sich um. Er drehte sich dabei auf der Stelle und schien kleiner zu werden. »Wenn ich an das denke, was ich gesehen habe, dann kommt es mir vor, als wäre diese Insel die perfekte Falle. Ich habe den Eindruck, dass sie so etwas wie ein Ursprungsland des Bösen ist. Egal, was unter den Grabsteinen liegt, ich für meinen Teil glaube nicht mehr, dass wir noch etwas dort finden. Vielleicht hat es diese Gegend schon längst verlassen…«
»Wer? Die Gebeine, die Knochen?«
»Nein, John, das Böse an sich. Es kann doch sein, dass es durch die Schwärze sichtbar geworden ist. Oder nicht?«
Ich wiegte den Kopf. »Das ist weit hergeholt. Aber Sie haben mich überzeugt, Hoss. Wir werden hier nicht graben, sondern wieder zurück zum Boot gehen. Für Sie zumindest ist es bestimmt besser, wenn Sie wieder unter Menschen kommen.«
Ich hatte genau den richtigen Vorschlag gemacht, sah ihn aufatmen und schlug ihm auf die Schulter. »Kommen Sie, mein Lieber, wir haben die Insel jetzt gesehen, doch ihr Geheimnis werden wir wohl an einer anderen Stelle lösen müssen.« Nach diesem Spruch bückte ich mich und hob die beiden Werkzeuge auf. Den Spaten reichte ich Hoss, die Schaufel behielt ich in der Hand.
»Danke«, sagte er.
Ich winkte ab. »Bedanken können Sie sich, wenn alles vorbei ist und wir noch leben.«
»Das hoffe ich doch.«
Diesmal ging ich vor und dachte natürlich über die Erzählungen des Mannes nach. Ich glaubte ihm jedes Wort. Bestimmt hatte er die schwarze Masse, diesen Teppich gesehen, und ich dachte auch daran, dass es sich bestimmt nicht um Öl handelte. Dieser Sumpf mochte zwar einiges verbergen, doch Ölquellen gab es hier nicht. Was konnte dann an die Oberfläche geschwemmt worden sein?
Hin und wieder musste ich auch in meinem Job als Querdenker vorangehen. So versuchte ich, den Fall von einer anderen Seite her aufzurollen und dachte eben quer.
Einige würden meine Gedanken für verrückt halten, aber diejenigen verfügten nicht über meine Erfahrungen. Diese schwarze Masse konnte durchaus das Böse sein.
Das Böse hasste das Licht, es liebte die Dunkelheit, und es zeigte sich selbst dunkel. Also war es möglicherweise irgendwo freigekommen und hatte sich manifestiert. Als Schleim, als Masse oder einfach nur

als Rauch und schwarz gefärbter Nebel.

Ich wusste es nicht, dachte auch nicht weiter darüber nach, war aber immer gespannter darauf, es zu Gesicht zu bekommen, und Hoss Ivory führte mich genau an die Stelle des Ufers, von der er auch diesen schwarzen Teppich gesehen hatte.

Neben dem Kahn blieben wir stehen.

Ich warf den Spaten hinein, Hoss die Schaufel, und er hob den rechten Arm, um mit dem ausgestreckten Zeigefinger über das Wasser zu weisen.

»Dort hinten habe ich es gesehen. Ungefähr da, wo die toten Äste auf dem Wasser schwimmen und…« Seine Stimme versickerte. Er schüttelte den Kopf, wurde blass und flüsterte den Satz zu Ende.

»Aber jetzt ist es weg, verdammt!«

Hoss Ivory hatte sich nicht geirrt. Nicht den kleinsten dunklen Fleck entdeckten wir auf der grünbraunen Fläche. Sie lag vor uns wie ein glatter See, und ich konnte nur mit dem Kopf schütteln, was mein Nebenmann falsch auslegte, denn er sagte: »Jetzt halten Sie mich für einen Idioten und Spinner, nicht?«

»Pardon, das habe ich nicht gesagt.«

»Aber so gehandelt.«

Ich lachte leise auf. »Nur weil ich den Kopf geschüttelt habe? Ich bitte Sie, das hat doch damit nichts zu tun. Es kann einen völlig natürlichen Grund haben, dass die Masse nicht mehr vorhanden ist.«

»Und welchen?«

»Sie kann abgetrieben sein.«

»Nein, nein, John, nur das nicht. Das ist nahezu unmöglich. Schauen Sie sich die Wasserfläche doch an. Sie wird vom Wind kaum bewegt. Ich bin sicher, dass da etwas anderes vorgefallen ist. Dieser Teppich des Bösen hat sich versteckt. Er… er wird irgendwo in der Tiefe lauern.«

»Meinen Sie?«

»Davon bin ich sogar überzeugt. Er kann sogar denken, er hat einen Plan gefasst, bei dem wir die Hauptrolle spielen. Ich denke mir, dass er nur auf uns wartet. Wir müssen von dieser Insel weg. Wenn wir auf dem Wasser sind, wird er erscheinen. Er lauert in der Tiefe, er lotet uns aus, er wird sich unserer Gedanken bemächtigen, denn ich habe ja erlebt, wie er in mein Gehirn eindrang, um mich geistig zu erwürgen. Das ist… das ist einfach furchtbar.«

»Aber weg von hier müssen wir.«

Hoss Ivory nickte. »Sie glauben gar nicht, wie mir das unter die Haut geht, John. Ich habe Angst davor. Ich fürchte mich, und ich habe das Gefühl, in den Tod zu rudern.«

»He, Hoss«, sagte ich und stieß ihn in die Seite. »Was ist denn los mit Ihnen? So kenne ich Sie nicht.«

»Ja, das weiß ich«, keuchte er. »Sie haben dieses schleichende Grauen auch nicht erlebt. Das war der Sirup des Wahnsinns, der sich in mein Gehirn drückte.«

»Ja, das kann ich begreifen. Ich weiß nicht, Hoss, welche Macht sich uns da möglicherweise entgegenstellt, ich weiß nur, dass wir uns nicht kampflos ergeben werden.«

»Tatsächlich?« Er sah aus, als wollte er mich auslachen. »Und wie wollen Sie das anstellen?«

»Das zeige ich Ihnen, wenn es so weit ist. Hier hält mich nichts mehr. Wir hatten uns vorgenommen, noch vor Anbruch der Dunkelheit wieder im Ort zu sein.«

»Falls wir ihn je wiedersehen«, flüsterte Hoss.

Ich sagte nichts, sondern bückte mich und fing damit an, das Boot ins Wasser zu schieben. Als ich reinsprang, schob Hoss Ivory weiter.

Sein Zittern konnte ich nicht übersehen. Auch in der gebückten Haltung hob er den Kopf an, um über die weite Fläche schauen zu können, über die noch immer Nebelschwaden trieben.

In dem Augenblick, als sich der Bug vom Land löste, sprang auch Hoss. Mit ausgebreiteten Armen war er dabei, das Schaukeln des Bootes auszugleichen, bevor er sich wieder in der Mitte niederließ.

»Soll ich rudern?«, fragte ich.

»Nein, diesmal rudert keiner. Wir werfen den Außenborder an. Ich will so schnell wie möglich weg.«

»Kann ich verstehen.«

Er hielt bereits die Schnur gepackt und zerrte einige Male daran.

Zuerst nicht kräftig genug. Ivory fluchte, bevor er einen neuen Versuch startete, der dann klappte. Der Motor hustete und spuckte, dann endlich lief er rund. Seine Schraube durchpflügte das Wasser und holte auch einiges an Schlamm vom Grund hoch. Das Zeug drang wie ein düsterer Nebel an die Oberfläche.

Es war kein besonders starker Motor. Viel schneller waren wir auch nicht, aber wir hatten die Hände frei, und das zählte. Wir hatten noch schnell die Plätze getauscht. Ich war jetzt in der Mitte, Hoss am Heck.

Natürlich dachte ich an die schwarze Masse, deshalb suchte ich ständig die Oberfläche dieses Sumpfes ab, ohne sie allerdings entdecken zu können. Viele Fragen zuckten mir durch den Kopf. Natürlich überlegte ich dabei, ob Hoss sich geirrt haben könnte. Er war zwar nervlich angespannt, doch Halluzinationen hatte er sicherlich nicht.

»Jetzt denken Sie, dass ich ein Spinner bin, nicht?«

Ich schaute kurz nach rechts und schüttelte den Kopf. »Warum sollte ich das?«

»Weil es keine Erklärung für meine Entdeckung gibt.«

»Warten wir es ab, Hoss.«

Er nickte und atmete dabei durch. »Wenn ich ehrlich sein soll, John, dann möchte ich sie nicht mehr sehen. Sie können sich nicht vorstellen, wie es ist, wenn sich unsichtbare, gierige Finger in Ihr Gehirn schleichen und es malträtieren.« Er schüttelte sich und blickte gespannt auf das grünliche Wasser.

»Doch, das kann ich«, sagte ich.

»Haben Sie das schon erlebt?«, flüsterte er.

Ich lächelte und dachte an einige Situationen, als andere Mächte versuchthatten, mich unter ihre Kontrolle zu bekommen. »Doch, Hoss, das kenne ich. Leider. Doch ich habe es überstanden.«

»Wie haben Sie sich denn gewehrt?«

»Gute Frage«, murmelte ich, »auch durch meinen Schutz.«

»Ist es das Kreuz, das Sie mir gezeigt haben?«

»Ja.«

»So etwas habe ich ja nicht«, flüsterte er. Das heißt, die Antwort las ich ihm mehr von den Lippen ab, denn das Tuckern des Außenborders hatte seine Worte übertönt.

Wir hielten bewusst auf die Stelle zu, wo Hoss Ivory die ungewöhnliche Entdeckung gemacht hatte. Die Fläche zu umfahren hätte Zeit gekostet, der Bogen wäre ziemlich groß gewesen.

Ich gönnte auch der Insel einen Blick. Sie stand hier wie ein Stück Urgestein oder ein düsterer Wächter, der alles unter Kontrolle hielt.

Von den Grabsteinen konnte ich aus dieser Entfernung nichts mehr sehen. Die dicht gestaffelt stehenden Bäume verdeckten sie. Aus dieser Distanz wirkten sie wie schwarze Skelette. Das war mir bei der Herfahrt gar nicht aufgefallen. Manchmal zitterten dünnere Zweige, ansonsten bewegten sie sich kaum. Die Insel machte einen bedrohlichen Eindruck. Wenn ich dabei noch an den Friedhof dachte, der praktisch aus dem Nichts entstanden war – ich glaubte Ivory, dass es zuvor noch nicht dagewesen war –, dann fragte ich mich schon, welches Spiel hier ablief und welche Macht hier die Kontrolle hatte.

Von den geheimnisvollen Wölfen hatten wir bisher weder etwas gesehen noch gehört. Überhaupt war eigentlich nicht viel passiert, aber das hattenichts zu sagen. Die Bedrohung war da, nur konnten wir sie nicht sehen.

Je näher wir der bestimmten Stelle kamen, umso nervöser wurde Hoss Ivory. Er schaute sich immer wieder um. Er bewegte den Mund, ohne etwas laut zu sagen. Die Gänsehaut war auf seinem Körper ein permanenter Gast, und das gefiel mir nicht.

»Merken Sie etwas?«, fragte ich ihn.

»Nein, eigentlich nicht.« Wieder musste er schlucken. »Aber ich weiß, dass wir noch nicht in Sicherheit sind.«

»Wir werden sehen.«

Sekunden später bekam ich bestätigt, wie Recht Hoss Ivory mit seiner

Vermutung hatte. Plötzlich fing das Wasser an, sich zu bewegen. Es warf in dem Sinne keine Wellen, aber es veränderte sich trotzdem, denn die grüne Oberfläche verschwamm, und es sah so aus, als würden aus der Tiefe Schatten hervorsteigen.

»John…«

Ich hatte seinen Ruf sehr wohl vernommen. Ivorys Stimme klirrte, als er meinen Namen noch einmal rief, und ich streckte ihm zur Beruhigung meine Hand entgegen. »Keine Sorge, das habe ich schon alles gesehen. Bleiben Sie nur ruhig.«

»Ja, ich werde…«

»Warum haben Sie den Motor abgestellt, Hoss?«

Erst jetzt fiel auch ihm die Stille auf, und er schüttelte erstaunt den Kopf. »Das habe ich nicht.«

»Was?«

»Nein, John, der ist von allein… ich meine, ich habe ihn nicht einmal berührt.«

»Schon gut«, sagte ich.

Er lachte leise. »Das ist doch… das ist doch … können Sie sich das erklären?«

Ich legte einen Finger auf meine Lippen und deutete ihm an, den Mund zu halten. Das tat er auch, aber er starrte verzweifelt und abwechselndüber beide Bordwände hinweg, um sehen zu können, was sich in der Tiefe des Tümpels tat.

Es war tatsächlich etwas geschehen. Das Wasser konnte man als verhältnismäßig klar ansehen. Manchmal wirkte es wie ein rauchiger Spiegel, und ich sah, wie aus der Tiefe etwas vorstieg, das ich nicht begreifen konnte. Es waren lange Bahnen, flattrig und grau, beinahe wie Gardinen, die sich ständig vermehrten und immer mehr verteilten. Hoss Ivory hatte von den kalten, feuchten Fingern gesprochen, die sich in seinen Geist hatten bohren wollen. Waren diese Schatten im Wasser mit den von ihm beschriebenen Fingern identisch?

Ich blickte ihn an.

Er saß völlig verkrampft auf seiner Ruderbank am Heck. Sein Gesicht zeigte eine totenbleiche Farbe, die Augen erinnerten mich an starre Perlen. Selbst in die Pupillen schienen die Schatten schon eingedrungen zu sein, denn die waren anscheinend dunkler geworden.

Hoss Ivory erinnerte mich an eine Spielpuppe, die zwar aufgezogen worden war, aber noch nicht ablief, sondern darauf wartete, dass eine bestimmte Sperre gelöst wurde.

Unterdessen veränderte sich das Wasser auch weiterhin. Da waren die langen, trägen Schattenbahnen, die durch die Tiefe trieben und das hellere Grün abgelöst hatten. Sie ließen das Wasser aussehen wie schwarze Tinte, und ich wartete praktisch darauf, dass diese Schatten – wer immer sie auch sein mochten – ihre gierigen Finger

ausstreckten, um mich zu umfassen.

Die Gefahr war nah, sehr nah sogar. Und sie war anders, nicht erklärbar, sie stammte aus einer fremden Welt, sie brachte eine ferne Magie mit, denn sie versuchte, auch mich zu greifen.

Aber ich hatte mein Kreuz!

Schützte es, schützte es mich nicht?

Im ersten Moment spürte ich einen harten Druck auf der Brust.

Dann rannte sich etwas in mein Gehirn hinein, doch nur für einen Moment, es verschwand sofort wieder, als hätte dieses Etwas eingesehen, dass es keinen Sinn hatte.

Ich wollte nicht jubeln, denn ich rechnete fest damit, dass es ein erster Versuch gewesen war. Das Wasser in der Umgebung des Kahns jedenfalls hatte sich nicht verändert. Es war von den Schatten durchseucht worden. Seine ursprüngliche Farbe war verschwunden.

Jetzt sah es tatsächlich so aus, als würde auf der Wasserfläche ein schwarzer Teppich schweben. Dunkel und drohend, sich leicht auf den Wellen bewegend, als wollte er einen unheimlichen Tanz vollführen.

Wer war dieser Gegner?

Es fiel mir schwer, darüber nachzudenken, denn die Schatten störten meine Gehirnströme. Ich kriegte Kopfschmerzen. Wie böse Stiche malträtierten sie meinen Schädel.

Ich beugte mich vor. Plötzlich tanzte die Umgebung vor meinen Augen. Der Angriff war mit einer derartigen Wucht erfolgt, dass selbst ich in die Knie ging.

Ein stöhnender Aufschrei wehte mir an die Ohren. Ich drehte mich um.

Hoss Ivory ging es schlecht!

Er hockte noch immer auf der schmalen Ruderbank am Heck und hatte die Arme erhoben. Seine Handflächen lagen zu beiden Seiten des Kopfes. Sie bedeckten auch die Ohren. Er wollte wohl nichts hören, dabei pendelte sein Körper von einer Seite auf die andere.

»Hoss!«, rief ich.

Er reagierte nicht. Er war wie eine Puppe oder noch immer wie eine Puppe, die anderen Befehlen gehorchte. Seine Unruhe nahm zu.

Da sich sein Körper immer heftiger bewegte, blieb es nicht ohne Folgen für das Boot. Der Kahn fing an zu schaukeln, und mir war klar, was Hoss vorhatte. Ob bewusst oder nicht, das war mir jetzt egal. Er jedenfalls wollte das Boot zum Kentern bringen, und dagegen hatte ich natürlich etwas.

Ich stand auf, weil ich ihn an weiteren Handlungen hindern wollte. Ich blieb dabei geduckt oder wollte es bleiben, aber es gelang mir kaum, mich von der Ruderbank zu erheben. Es war so, als hätte man das Brett mit Leim beschmiert, und ich hatte eine wahnsinnige Mühe, überhaupt auf die Beine zu kommen.

Geduckt versuchte ich, die Schwankungen auszugleichen, und taumelte auf Hoss Ivory zu. Wasser schäumte klatschend über die Bordwand. Der Kahn schwankte gefährlich. Er drohte zu kentern, was ich verhindern musste.

Ein harter Stoß oder Schwung erwischte mich. Ich fiel nach vorn und prallte gegen Hoss Ivory. Er kippte zurück, die Gefahr, dass er über die Bordwand fallen würde, verdichtete sich, und mir gelang es im letzten Augenblick, ihn zurückzureißen. Er fiel auf die Seite, fing an zu jammern und trat nach mir. Ich riss ihn hoch und schleuderte ihn auf die Bootsmitte zu.

Mit dem Gesicht schlug er auf die Ruderbank. Er schrie nicht mal, obwohl es wahnsinnig wehgetan haben musste. Ich musste mich setzen und breitete die Arme aus, um das Gleichgewicht zu halten.

Das Boot schaukelte noch immer, diesmal nicht mehr so stark. Es würde sich wieder einpendeln, und das bisschen Wasser, das über die Bordwand gelaufen war, konnte ich vergessen.

In den letzten Augenblicken hatte ich nicht auf meine Umgebung achten können. Erst jetzt warf ich wieder einen Blick auf das Wasser – und erschrak, weil es so düster geworden war.

Schwarze Tinte! Aber eine, die sichbewegte, denn dicht unterhalb der Oberfläche trieben die Wolken dahin wie dicke Atemstöße aus dem Maul eines Ungeheuers.

Hoss Ivory lag noch immer vor mir. Ich blickte auf seinen Rücken.

Ich hörte sein Stöhnen. Der Körper zuckte, und ich wollte noch etwas warten, bis ich mich um ihn kümmerte. Auf keinen Fall durfte er zu einer Beute dieser unheimlichen Kraft werden.

Dann rollte er sich herum. Zuvor stemmte er sich etwas ab, und ich hörte ihn stöhnen. Als er seine Drehung vollendet hatte, fiel mein Blick in sein Gesicht.

Es war blutverschmiert. Beim Aufprall gegen die Ruderbank hatte er sich die Nase geprellt, vielleicht sogar gebrochen, denn aus beiden Nasenlöchern rann das Blut. Es hatte längst die Lippen erreicht und »verziert«.

Ivory war nicht mehr er selbst. Ich hörte ihn röhren, und dieses Geräusch hatte nichts Menschliches mehr an sich. Es war schlimm, es wehte mir wie ein hasserfüllter Hauch entgegen, und in seinen Augen lag längst die Dunkelheit des Wassers. Sie waren zu regelrechten Schattenkugeln geworden.

Dieser Mann war besessen, das stand für mich fest. Letztendlich hatte es die andere Kraft doch geschafft. Wenn ich ihn davon befreien wollte, musste ich es mit dem Kreuz versuchen.

Was flackerte in seinen Augen? War es der Wahnsinn einer furchtbaren Magie?

Ich wusste es nicht und war nur froh, dass die andere Kraft nicht so

direkt an mich herankam. Mittlerweile hatte ich das Kreuz hervorgeholt. Es hing jetzt offen vor meiner Brust, und es zeigte mir durch ein Flackern an, dass die Gefahr noch längst nicht vorbei war.

Schatten huschten über den Talisman hinweg. Sie verdunkelten ihn. Im nächsten Moment wurde es wieder normal, dann fiel abermals ein Vorhangdarüber, bis es wieder glänzte, als wollte es mir seine Botschaft schicken.

Ivory hatte den Blick seiner dunkler gewordenen Augen gesenkt.

Er wollte nur das Kreuz sehen. Er hasste es plötzlich, denn sein Schrei galt nicht mir, sondern dem Kreuz.

Sein Gesicht verzerrte sich dabei, er schrie noch immer, dann drehte er sich herum. Ich kam zu spät.

Mit einem wuchtigen Schwung katapultierte er sich über die Bordwand hinweg und in das Wasser hinein…

***

Beinahe wäre auch ich gefallen. Es gelang mir noch soeben, das Gleichgewicht zu finden, ich musste mich trotzdem setzen und schaute auf die rechte Seite.

Dort war Ivory verschwunden. Tief eingetaucht, allerdings nicht so tief, als dass ich seinen Körper nicht mehr gesehen hätte. Er war wie ein langer Schatten, der von verschiedenen Armen umgarnt wurde. Wie dunkle Gardinenstücke wehten die langen Schleier auf ihn zu, weil sie ihn umfangen wollten. Er tauchte noch immer kopfüber in die Tiefe, ich sah die strampelnden Beine, dann nichts mehr.

Das Wasser hatte ihn verschluckt. Das Böse hatte ihn sich geholt.

Die tanzenden Wellen, die sich nur allmählich beruhigten, kamen mir dabei vor, als wollten sie mich verhöhnen.

Ich setzte mich auf die mittlere Ruderbank und überlegte, was ich unternehmen konnte.

Ihm nachspringen!

Das war natürlich mein erster Gedanke gewesen, aber die Finsternis des Wassers stand dagegen. Ich war mir sicher, dass ich Ivory nicht finden würde. Zu dunkel und zu schwarz war dieser verfluchte See. Ein kalter Windstoß fuhr gegen mein Gesicht, auch derkonnte die stechenden Schmerzen aus meinem Kopf nicht vertreiben.

Ich stand allein.

Mein Herz schlug schneller, um mich herum war alles leer und trotzdem voll. Wieder versuchte es die andere Kraft. Sie wollte mich ebenfalls in ihren Bann ziehen, sie wollte mich haben, und diese Schwärze war wie Gift.

Zum Glück stemmte sich mein Kreuz dagegen, sodass ich weiterhin ich selbst blieb.

Noch schaukelte das Boot auf den letzten unruhigen Wellen. Sie

patschten gegen die Bordwände. Für mich hörte es sich an, als wären Geisterhände aus dem Jenseits dabei, Beifall zu klatschen.

Nichts war von Hoss Ivory zu sehen. Der Kahn und ich standen inmitten des schwarzen Teppichs. Ich kam mir vor wie eine menschliche Insel innerhalb der Aura des Bösen. Die Luft war auch eine andere geworden. Sie kam mir schärfer vor und bitter.

Ich leuchtete mit der Lampe gegen die schwarze Oberfläche. Das Licht traf auch. Es hätte eigentlich eindringen müssen, was leider nicht geschah, denn schon eine Handlänge entfernt wurde es von der unheimlichen Schwärze aufgesaugt.

Da kam ich nicht mehr mit. Hier hatte mich etwas überrascht, das urplötzlich gekommen war. Es musste lange, sehr lange Zeit auf dem Grund des Sumpfes gelauert haben, und es hatte nur eines geringen Anstoßes bedurft, um es in die Höhe zu drücken.

Ivory war ein Opfer dieser Kraft geworden. Bei mir hatte sie es auch versucht, es jedoch nicht geschafft, aber wie ging es weiter?

Was würde mit Hoss Ivory geschehen?

Da er nicht wieder aufgetaucht war, musste ich davon ausgehen, dass er ertrunken war. Seltsamerweise wollte ich daran nicht so recht glauben. Ichvermutete, dass die fremde Kraft etwas anderes mit ihm vorhatte.

Sie lauerte in der unmittelbaren Umgebung des Boots. Aber sie gab mir keine Antwort auf meine Frage. Sie blieb stumm, verschwiegen, irgendwie unheimlich.

Über meinen Rücken rannen kalte Schauer. Die Augen brannten.

Vorwürfe peinigten mich. Ich überlegte noch immer, ob ich nicht doch tauchen sollte. Das hätte keinen Sinn mehr gehabt. Das Wasser lebte, der dunkle Teppich, an manchen Stellen auch aussehend wie ein Rauchglasspiegel, war für mich zu einer lebensbedrohenden Kraft geworden.

Der Vergleich mit einem Urbösen kam mir in den Sinn, und ich fand ihn nicht zu weit hergeholt.

Es musste zudem eine Verbindung zu den Gräbern, den Templern und den Werwölfen geben. Dieses magische Dreieck zeichnete die Grenzen ab, in denen ich mich bewegte.

Das Boot lag wieder ruhig. Keine Kraft bewegte es mehr. Es sah aus, als würde es auf dem schwarzen Spiegel liegen und nicht Kontakt zum Wasser haben.

Auf der Ruderbank drehte ich mich herum. Noch einmal riskierte ich einen Rundblick.

Der lohnte sich.

Plötzlich tauchte etwas Helles auf. Ziemlich weit von mir entfernt, vielleicht sogar am Rand der Schwärze. Der Gegenstand sah aus wie ein heller Fleck, was er allerdings nicht war. Trotz der Entfernung

erkannte ich ihn.
Auf dem schwarzen Spiegel schwamm Ivorys Kopf!
Er »schaute« zu mir herüber, und ich hatte das Gefühl, als wäre der Mund zu einem satten Grinsen verzerrt. Hatte das Wasser die Leiche ausgespien?
Nein, denn eine Leiche konnte sich nicht bewegen, was Hoss Ivory allerdings tat. Er hob den Arm so hoch wiemöglich, er ballte die Hand dabei zur Faust, und ich verstand die Drohung sehr gut. Sie galt mir, und er wollte mir mit dieser Geste sagen, dass er mich noch packen würde.
So schnell wie er erschienen war, tauchte er auch wieder unter. Als Ende hinterließ er einige Wellenkreise, die sich allerdings bald verflüchtigten.
Dann lag das schwarze Wasser wieder in einer Ruhe vor mir, als wäre nichts geschehen.
Ich atmete tief durch. Mit vorsichtigen Schritten näherte ich mich der kleinen Ruderbank am Heck und ließ mich darauf nieder. Das kalte Gefühl blieb, und es kam auch noch das der Einsamkeit hinzu.
Ich hockte mutterseelenallein in einem Boot auf einem verdammten Moorsee und musste nun zusehen, wieder festen Boden unter die Füße zu kriegen. Leicht würde es mir nicht fallen, das stand fest.
Der Außenborder war plötzlich verstummt. Ich wollte erst gar nicht über den Grund nachdenken, hier herrschten die Gesetze einer alten Magie, und die konnten vieles bewirken.
Bis auf das Wasser hatte sich meine Umgebung kaum verändert.
Noch immer trieben die Dunstschleier als bleiche, lange Fahnen über das Wasser. Feuchte Tücher drängten sich immer wieder gegen mein Gesicht. Trotzdem war meine Sicht relativ gut. Ich hatte mir auch die Richtung gemerkt, aus der ich gekommen war. Praktisch brauchte ich nur quer über diese Wasserfläche zu rudern, um den begehbaren Weg zu erreichen.
Als ich nach den Rudern greifen wollte, hielt ich mitten in der Bewegung inne, denn in meiner unmittelbaren Umgebung veränderte sich etwas. Es hing mit dem Wasser und mit der Schwärze darin zusammen, denn ohne dass ein äußeres Ereignis dazu beigetragen hätte, löste sie sich auf. Sie zog sich zurück, als hätte sie aus einem geheimnisvollen Reich irgendeinen Befehl erhalten.
Ich ruderte noch nicht weiter. Stattdessen schaute ich fasziniert zu, wie sich die Schwärze bewegte. Ich glaubte fest daran, dass sie sich auflöste, das allerdings war ein Irrtum. Sie bewegte sich zwar, es entstanden auch Lücken, aber sie nahm einen anderen Weg.
Die große Fläche verschwand. Beinahe nach mathematischen Gesetzen verkleinerte sie sich und nahm die Form eines Rechtecks an, das sehr kompakt geworden war und mich sogar schon an treibenden

Schleim erinnerte.

Es dauerte nicht sehr lange, da war die schwarze Macht zu einem dunklen Paket zusammengeschnürt worden. Es schaukelte auf dem Wasser, dann sackte es plötzlich weg und trieb davon.

Zurück blieb das normale grün und braun schimmernde Wasser, das von Pflanzenresten, von Schleim und Algen durchzogen wurde.

Mehr war nicht zu sehen.

Ich schüttelte den Kopf, als bei mir die Anspannung nachließ. Die letzten fünfzehn Minuten waren verdammt hart gewesen. Hatten sie einem Menschen das Leben gekostet?

Diese Frage stellte sich mir, und ich war nicht in der Lage, sie zu beantworten.

Nein und ja!

Ich dachte an den Begriff des lebenden Toten, des Zombies. Es war durchaus möglich, dass die unheimliche Schwärze es geschafft hatte, aus Hoss Ivory einen Zombie zu machen. Ein Wesen, das irgendwann auf die Jagd nach Menschen und Fleisch gehen würde.

Aber wie passte er mit den Werwölfen zusammen?

Noch hatte ich nichts von ihnengehört. Ich musste nur die Erzählungen akzeptieren, natürlich auch diejenigen, die sich mit den Templern beschäftigten.

Noch verschwamm dieser Fall in einer regelrechten Nebelbrühe.

Es würde dauern, bis mir da der Durchblick gelang.

Wieder versuchte ich, den Außenborder anzureißen. Siehe da, es gelang. Auch das war ein Zeichen der Normalität. Ein kerniges Grinsen glitt über meine Lippen. Ich war froh, dass mich der Motor nicht mehr im Stich ließ, blieb auf der Heckbank sitzen und umklammerte mit einer Hand das Ruder, um das Boot zu lenken.

Hinter mir bekam das schäumende Wasser eine glasige hellgrüne Farbe. Der etwas aus dem Wasser ragende Bug zerschnitt die Fläche, als wäre sie ein Spiegel, und die Insel im Moor blieb hinter mir zurück. Ich schaute nur nach vorn, wo sich das begehbare Land als dunkle Wand abzeichnete.

Da musste ich hin.

Um es kurz zu machen, ich verfuhr mich nicht. Schon bald tauchte vor mir der Grasgürtel auf, umweht von feinen Schwaden. Es war nicht genau die Stelle, von der wir gestartet waren, aber die fand ich trotzdem, als ich parallel zum Ufer tuckerte.

Als die Bohlen in mein Blickfeld gerieten, atmete ich auf und legte an. Das Boot zog ich aufs Trockene. Die Bohlen bogen sich wieder unter meinem Gewicht, aber das kannte ich ja. Ich hatte die erste Fahrt überstanden, den Kampf aber nicht gewonnen.

Vom Ufer schaute ich zurück!

Es war nichts Verdächtiges mehr zu sehen. Glatt und in seiner

ursprünglichen Farbe lag der Sumpf vor mir. Beinahe harmlos, doch ich wusste, wie tückisch er sein konnte.

Was war jetzt zu tun?

Ich musste zurück nach Trevine. So hieß der Ort, in dem ich mein Quartieraufgeschlagen hatte. Viel kannte ich von ihm nicht, ich war die meiste Zeit über in Hoss Ivorys Gärtnerei gewesen. Dort stand auch mein Wagen.

Der Fußweg würde nicht länger als zehn Minuten dauern, wenn ich stramm durchging. Das hatte ich auch vor, denn nach dem langen Sitzen tat mir die Bewegung gut.

Mittlerweile war Zeit vergangen, der Nachmittag war zwar nicht vorbei, doch ziemlich weit fortgeschritten, und es würde nicht mehr lange bis zum Einbruch der Dunkelheit dauern.

War das seine Zeit? Waren das die Stunden des Bösen? Dieser gleitenden und unheimlichen Schwärze, die…

Das Heulen unterbrach meine Gedanken!

Ein furchtbares Geräusch. Aufgeklungen in einer für mich nicht bestimmbaren Ferne, und dieser Laut jagte mir einen Schauer über den Rücken.

Ich wusste sofort, dass ihn kein Mensch ausgestoßen hatte. Das schaffte er nicht, aber es gab andere Wesen, die sich auf diese schaurige Art und Weise meldeten.

Werwölfe, zum Beispiel…

***

Trevine sah aus wie ein Ort, der genau in diese Gegend hier hinein passte. Grau, diesig, verschlafen, geduckt und erfüllt von einer gewissen Melancholie. Er hatte sich eben dieser tristen Umgebung angepasst, und das Gleiche war mit den Menschen ebenfalls geschehen.

Klein war Trevine nicht, ein Flächendorf mit kompaktem Ortskern.

Bedeckt und überschattet wurde das große Dorf von einem düstergrauen Himmel, der keinen einzigen Lichtschimmer durchließ. Weder Mond noch Sterne schimmerten, ich sah auch keine Sonne, sondern nur die Wolken und natürlich den Dunst, der sich zwischen Häusern verteilt hatte. Sie alle waren aus Stein errichtet worden. Jedes Haus hatte einen Kamin, aus dem der graue Rauch quoll. Wegen der Kälte heizten die Menschen, und sie verbrannten in der Regel Torf und Holz.

Ich kam allein zurück, ich war ein Fremder in der Fremde. Natürlich wurde ich gesehen. Die Leute schauten mich an. Selbst ihre Augen wirkten dabei grau, die Gesichter waren es sowieso. Auch die Fassaden der Häuser waren von einem grauen Schleier überzogen, der wie ein dicker Schimmelpilz wirkte.

Von einem parkenden Lastwagen luden zwei Männer prall gefüllte Säcke ab und trugen sie in eines der Häuser. Die beiden schauten mich an, sprachen aber auch kein Wort.

In Trevine gab es eine Kirche.

Wäre ich Zyniker gewesen, so hätte ich gesagt, dass man an ihr gespart hatte, denn der Turm war arg mickerig. Den Erbauern schien rasch das Geld ausgegangen zu sein. Der Turm überragte das Dach des Gotteshauses kaum. Auf mich wirkte er wie ein Stummel.

Ich fragte mich, wer von den Bewohnern wohl gewusst hatte, dass ich mit Hoss Ivory unterwegs gewesen war. Vorstellen konnte ich mir, dass Hoss von seinen Plänen nichts verraten hatte, so schätzte ich ihn auch ein.

Schweigsam, verschlossen und zielstrebig, das aber war wohl jetzt vorbei.

Seine Gärtnerei lag nicht weit von der Kirche entfernt. Wenn er aus dem Fenster seines Hauses schaute, konnte er das dunkle Gebäude sehen. Ich schrak zusammen, als ich plötzlich das Läuten der Glocke hörte. Es war ein einsam klingendes Bimmeln, ein schwacher, heller Klang.

Unwillkürlich blieb ich stehen und schaute zum Kirchturm hoch.

Dicht unter der Spitze war eine viereckige Öffnung. Das Schallfenster.

Die Glocke rief nicht zum Gottesdienst, denn kein Bewohner hatte sich auf den Weg zur Kirche gemacht. Ich schaute auf die Uhr. Der Nachmittag war vorbei, die Glocke läutete den Beginn des Abends ein.

Siebzehn Uhr…

Eine völlig normale Zeit. Für mich nicht, denn mit der Dunkelheit würde auch das Grauen kommen, davon war ich überzeugt. Ich überlegte, mit wem im Ort ich reden konnte, wer Vertrauen erweckend war. Natürlich kam mir die Familie des Hoss Ivory in den Sinn. Diesen Gedanken stellte ich zurück, denn ich hätte bestimmt auf gewisse Fragen antworten müssen, und das wollte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Irgendwo hatte ich auch das Gefühl, mich der Gefahr allein stellen zu müssen und die anderen herauszuhalten.

Das ging nur mich etwas an, nicht die Einwohner, obgleich sie ja unmittelbar davon betroffen waren.

Über meine Gedanken wunderte ich mich selbst und fragte mich, wie ich dazu kam.

Lag es an den Templern, von denen Hoss berichtet hatte? Durchaus möglich, denn zwischen mir und ihnen gab es eine Verbindung, die seit alters her bestand.

Welche Rolle spielten die Werwölfe?

Ich hatte das Heulen nicht vergessen. Irgendwo in dieser nebligen Umgebung des Ortes lauerte das Untier auf seine Beute. In der Nacht

würde es erscheinen, und ich konnte nur hoffen, dass die Anzahl der Wölfe nicht der der Gräber entsprach.

Mit Pfarrern und Geistlichen hatte ich schon immer gut zusammengearbeitet. Zumeist waren sie mir gegenüber sehr aufgeschlossen gewesen. Ichkannte den Pfarrer von Trevine nicht, hoffte jedoch, dass er mich nicht enttäuschte.

Zur Kirche führte ein schmaler Weg, der mit grauen Steinen gepflastert war. Nicht weit entfernt schimmerte ein Gitter. Es rahmte das Gelände um die Kirche ein, und an der Innenseite des Gitters wuchsen Büsche hoch, die sich wie Krallen um die Stäbe klammerten, als wollten sie diese aus ihrem Verbund reißen.

Ein Eisentor stand offen. Ich schritt hindurch. Der Glockenklang verhallte, und die Stille des frühen Abends hüllte mich ein. Meine Schritte schmatzten durch das Laub, das wie Fettflecken auf dem Boden lag.

Die Kirche war einmal aus rötlichen Steinen errichtet worden. Im Laufe der Zeit war davon nicht mehr viel zu sehen. Jetzt hatten die Außenmauern eine grünbraune Patina angesetzt.

Die Stille wurde nicht nur von meinen schleifenden Schritten unterbrochen, sondern auch vom hässlich anmutenden Knarren der alten Angel, als jemand die Kirchentür von innen aufdrückte. Ich blieb stehen und rechnete damit, den Pfarrer heraustreten zu sehen, was ein Irrtum war, denn ein noch relativ junger Mann mit hellblonden Haaren und Zivilkleidung verließ das Gotteshaus.

So stellte ich mir einen Pfarrer nicht vor. Der Mann hatte mich nicht gesehen. Er schloss die Tür von außen ab. Ich ging näher an ihn heran und räusperte mich.

Er hörte das Geräusch, erschrak darüber und erstarrte.

»Guten Abend«, sagte ich.

Jetzt erst drehte er sich langsam zu mir um. Er schaute mich an und runzelte die Stirn. Sein Gesicht war von dunklen Sommersprossen übersät. Er trug einen braunen Cordanzug und einen weinroten Pullover unter der Jacke.

»Ja bitte«, sagte er, wobei er das Misstrauen aus seiner Stimme nicht vertreiben konnte.

»Sie sind nicht der Pfarrer?«, fragte ich und ging weiter auf ihn zu.

»Nein, ich bin der Küster. Sie sind fremd hier? Sie wollen mit dem Pfarrer reden?«

»Das hatte ich vor.«

»Tut mir Leid, aber das können Sie nicht. Pfarrer Quinley ist krank. Man musste ihm den Blinddarm herausnehmen. Er wird noch eine Woche im Krankenhaus bleiben müssen. Und ich weiß nicht, ob man Besuch zu ihm lassen wird.«

»Oh, das tut mir Leid.«

Er hob die Schultern. »Da kann man nichts machen. Aber vielleicht kann ich Ihnen helfen, falls es sich nicht gerade um einen theologischen Rat handelt.«

»Das können Sie möglicherweise. Darf ich mich vorstellen? Mein Name ist John Sinclair. Ich komme aus London.«

»Das ist eine weite Strecke.«

»Stimmt.«

»Dann werden Sie sicherlich einen Grund gehabt haben, nach Trevine zu kommen. Wollten Sie vielleicht darüber mit dem Pfarrer reden?«

»Das hatte ich vor.«

»Tja.« Er hob die Schultern. »Das ist leider nicht möglich.«

»Deshalb möchte ich ja, dass Sie mir helfen, Mister…«

»Ich heiße Jim Graves.«

»Gut, Mr. Graves. Aber nicht hier. Wenn wir irgendwo hingehen könnten, wäre mir das schon lieb.«

»Warum so geheimnisvoll?«

»Ich habe meine Gründe.«

Er verzog die Lippen. »Und ich bin verflixt misstrauisch Fremden gegenüber.«

»Das ist Ihr gutes Recht, das kann ich verstehen. Ich möchte Ihr Misstrauen gern zerstreuen. Wenn Sie sichdas mal näher anschauen könnten?« Ich hatte mich entschlossen, ihm die Wahrheit zu sagen, denn irgendwie hatte ich das Gefühl, ihm vertrauen zu können. Er machte mir einen offenen und hellwachen Eindruck.

Jim Graves schaute sich den Ausweis genau an. Bevor er ihn mir zurückgab, nickte er. »Scotland Yard«, sagte er leise. »Das ist allerhand. Ein Mann wie Sie legt den Weg bei einem Wetter wie diesem nicht grundlos zurück. Da steckt etwas dahinter.«

»Darüber möchte ich mit Ihnen sprechen.«

»Dann kommen Sie mit«, sagte er in seiner ruhigen Art, die gar nicht zu seinem jungen Alter passen wollte. »Wir werden zu uns gehen, es sind nur ein paar Schritte. Eigentlich ist mein Vater ja der Küster, der aber liegt mit einer Erkältung im Bett. Meine Mutter ist zu Besuch bei ihrer Schwester, und so habe ich den Job übernommen. Wir machen alles nebenbei. Zudem wohne ich eigentlich auch nicht hier. Ich studiere in Oxford, bin praktisch nur zu Besuch.«

»Was studieren Sie denn?«

»Philosophie und Mathematik. Ich versuche es auch noch mit ein wenig Psychologie.«

»Das ist viel.«

»Ja, die Welt ist auch groß, und sie steckt voller Geheimnisse.«

»Da haben Sie Recht.«

Jim Graves wohnte tatsächlich nicht weit von der Kirche entfernt.

Allerdings stand das Haus mit dem weit vorgezogenen Dach nicht

mehr auf dem Kirchengelände. Es versteckte sich hinter einigen Bäumen, und einer davon war besonders groß. Eine Trauerweide, die mit ihren Zweigen beinahe den Boden kitzelte. In ihrem kugeligen Ast- und Zweigwerk hatte sich der Dunst verfangen wie ein dichtes Spinngewebe, und es ließ sich auch durch den Wind kaum vertreiben.

Jim Graves holte einen Schlüssel aus der Tasche. »Wie gesagt, mein Vater ist bettlägerig, die Erkältung hat ihm zu schaffen gemacht, und da ist es…«

»Von wegen bettlägerig.« Mit einem Ruck wurde die Tür von innen aufgezogen. »Was erzählst du da für einen Unsinn. Du willst wohl deinen alten Herrn schnell unter die Erde reden, wie?«

»Nein, nein, Dad, um Himmels willen.« Jim trat einen Schritt zurück.

Ich musste lächeln, denn Jims Vater war mir sofort sympathisch.

Er und Hoss Ivory waren sich ziemlich ähnlich. Sie waren beide die knorrigen Typen, die immer so wirkten, als stünden sie kurz vor dem Aufbruch in eine neue Zeit, dann die Ärmel hochkrempelten und sich an die Arbeit machten.

Im Gegensatz zu Ivory wurde das Gesicht des Mr. Graves durch einen grauen Bart geschmückt. Das Haar war ebenfalls grau und wuchs so lang, dass es sich mit dem Bart vereinigte. Er trug eine blaugraue Hose, ein Hemd und eine dicke Strickjacke darüber, die er allerdings nicht zugeknöpft hatte.

»Willst du mich deinem Besucher nicht vorstellen, Jim?«

»Natürlich. Das ist John Sinclair, er kommt aus London, ist Polizist, und das ist mein Vater.«

In den Augen des Mannes blitzte es auf. »Angenehm, Mr. Sinclair. Mein Name ist Malcolm Graves.« Er grinste und ließ meine Hand los, die er ziemlich gequetscht hatte. »Endlich mal so etwas wie Abwechslung in diesem Kaff. Kommen Sie herein, Mr. Sinclair!« Er gab den Weg frei, damit wir eintreten konnten, und ich war froh, wieder einmal auf einen Mann, wie ihn gestoßen zu sein. Nicht alle Bewohner von Trevine waren so offen Fremden gegenüber.

Im Innern sah das Haus so aus, wie ich es mir vorgestellt hatte. Bequem, gemütlich, eine Geborgenheit verströmend. Ich sah die Balken an der Decke, die Muster bildeten, ich roch das Feuer im Kamin oder Ofen, ich sah auch eine schmale Treppe, die im Bogen nach oben führte, wir aber brauchten sie nicht zu gehen, sondern schritten durch eine offene Tür in den Wohnraum, der relativ klein, aber gemütlich war. In ihm standen noch alte Möbel, und ein Sofa fiel mir auf, dessen Sitzfläche von einer zerknautschten Decke eingenommen wurde, unter der sicherlich Malcolm Graves gelegen hatte.

Jetzt packte er die Decke und schleuderte sie über eine Stuhllehne.

»Die brauche ich nicht mehr.«

»Dad, du bist doch noch nicht okay.«
Er fuhr herum. »Weißt du das besser als ich? Bist du krank gewesen, oder war ich es?«
»Schon gut, entschuldige.«
Malcolm nickte mir zu. »Immer die Jugend«, sagte er, »weiß alles besser als wir, aber das kenne ich. Früher bin ich nicht anders gewesen, glauben Sie mir.«
»Ja, kann ich mir denken.«
»Mr. Sinclair wollte eigentlich mit dem Pfarrer reden«, sagte Jim.
»Er scheint Probleme zu haben.«
»Klar, sonst wäre er ja nicht hier. Zudem sind Sie, wie ich hörte, Polizist. Gibt es Ärger?« Graves deutete auf einen Sessel, in dem ich fast verschwand, als ich Platz genommen hatte. Ich beobachtete den Mann, wie er zu einem Schrank ging und dort eine Flasche und drei Gläser hervorholte. »Jetzt werden wir erst einmal einen Wacholderschnaps trinken. Der ist gegen alles gut, auch gegen Erkältung«, sagte er mit einem Blick auf seinen Sohn gewandt.
Der verdrehte nur die Augen, und ich musste lächeln.
Ich musste aber auch trinken, dennals Gast wollte ich nicht unhöflich sein. Mr. Graves hatte die Gläser gut gefüllt, und der scharfe Wacholderschnaps sauste wenig später durch meine Kehle. Danach schüttelte ich mich, was Graves zu einem Lachen veranlasste.
»Ja«, sagte er, »das ist ein altes Hausmittel. Wie habe ich wohl meine Grippe so schnell wieder wegbekommen? Nur durch ihn, durch den guten Geist des Hauses. Noch einen?«
»Nein, danke.«
»Schade, denn auf einem Bein kann man nicht stehen«, sagte er und schenkte sich ein. Erst nachdem es leer war, bat er mich, zur Sache zu kommen.
Ich wusste nicht so recht, wie ich anfangen sollte, und schaute zur Balkendecke.
»Sie wollten also zum Pfarrer«, baute er mir eine Brücke, »und dabei trafen Sie meinen Sohn.«
»So ist es.«
»Weiter?«
»Kennen Sie Hoss Ivory, Mr. Graves.«
»Ha!« Der Mann lachte auf. »Natürlich kenne ich ihn. Hoss und ich sind Freunde.«
»Und Ihnen hat er nichts erzählt?«
Malcolm Graves leckte seine Lippen, um den letzten Tropfen Wacholder zu schmecken. »Nein, sicherlich nicht.«
»Dann werde ich es Ihnen sagen.«
Beide Männer schauten mich gespannt und auch ein wenig sorgenvoll an. Sie wussten ja, dass etwas passiert sein musste, sonst

wäre ich nicht in Trevine gewesen.

Ich nahm kein Blatt vor den Mund, berichtete von meinen Erlebnissen und vergaß natürlich auch nicht die Theorien des Hoss Ivory, die über den Friedhof in Umlauf waren.

Vater und Sohn schwiegen. Das taten sie auch noch, als ich meinen Bericht beendet hatte. Schließlich übernahm Malcolm Graves das Wort und fuhr zunächst mit fünf Fingern durch seinen Bart. »Himmel«, sagte er, »das ist ein hartes Stück.«

»Stimmt.« Ich räusperte mich. »Was ist Wahrheit, was ist Dichtung? Ich glaube, dass die Wahrheit hier Vorrang hat, und darüber hätte ich gern mit dem Priester gesprochen.«

Malcolm Graves schaute auf die Tischplatte. »Ich weiß nicht, ob das viel Sinn gehabt hätte. Er hätte Ihnen auch nicht mehr sagen können als wir, Mr. Sinclair. Sie haben vorhin von diesem Heulen gesprochen. Das hörten Sie doch – oder?«

»Ja.«

Malcolm runzelte die Stirn. »Ich will Ihnen sagen, dass uns dieses Geräusch leider nicht unbekannt ist. Wir haben es oft genug vernommen, vor allen Dingen in den langen Nächten, und wir wussten, dass sich im Sumpf etwas tat. Dass dort wieder ein schreckliches Leben entstand, von dem wir gehofft hatten, dass es nicht mehr existieren würde. Aber wir haben uns wohl getäuscht.«

»Das scheint so zu ein.«

»Aber das sind alte Schauermärchen«, warf der jüngere Graves ein. »Daran glaube ich nicht.«

Sein Vater hob die Schultern. »Du vielleicht nicht, andere denken nicht so.«

»Nimmst du das denn für bare Münze, Dad?«

»Jetzt schon. Oder soll ich Mr. Sinclair für einen Spinner halten? Nein, ich glaube es nicht. Auf dieser Insel im Sumpf liegt etwas Schreckliches begraben, und wenn wir ehrlich sind, mein Junge, wissen wir auch, was es ist.«

Jim hob einen Arm. »Nichts ist bewiesen.«

»Und das Heulen?«

»Da kann sich jemand einen Scherz erlaubt haben, um die Leute zu erschrecken. Ich erinnere mich daran, dass wir als Kinder in den Nebelnächten umhergegeistert sind und gegen die Fenster der Häuser geklopft haben, um danach zu verschwinden.«

»Das ist kein Kinderkram, und Sie, Mr. Sinclair, sind von Hoss gerufen worden.«

»Ja, von einem Mann, den die andere Kraft vor meinen Augen wegholte. Dabei weiß ich nicht mal, ob er ertrunken ist. Ich habe ihn wieder auftauchen sehen, und dabei hat er mir nicht den Eindruck einer Leiche gemacht.«

»Das ist drin.«
»Was ist er dann?«, rief Jim.
»Das gleiche wie die Templer, die man vor Hunderten von Jahren auf dem Friedhof verscharrt hat. Ein Teil des Bösen. Wenn man der Geschichte Glauben schenken darf, dann waren die Templer sehr böse. Ich erinnere mich gut an die Legenden.«
»Was sind schon Legenden?«
»Sie sind wahr geworden«, sagte ich und ging in meiner Beurteilung noch einen Schritt weiter. »Denken Sie bitte an die Schwärze, von der ich Ihnen berichtet habe. Sie ist gefährlich, sie ist wie ein dunkler Nebel, der in die Gehirne der Menschen eindringt und die Personen verändert, sie möglicherweise zu Bestien degeneriert.«
»Zu Wölfen etwa?«
»Zum Beispiel!«
Jim schüttelte den Kopf. »Das kann ich alles nicht glauben. Ich habe das schon immer abgestritten.« Er sprang von seinem Platz hoch und fing an, das Zimmer mit schnellen Schritten zu durchqueren. Vor einem der beiden quadratischen Fenster blieb er stehen und schaute hinaus in die trübe Dämmerung. »Nein, so etwas kann mir keiner erzählen. Die schwarze Kraft, dieser Teppich, was soll das sein?«
»Das Urböse!«, sagte ich.
Jim zuckte zusammen, bevor er sich drehte. »Das Urböse, Mr. Sinclair? Was reden Sie da?«
»Möglicherweise die Wahrheit«, sagte Malcolm.
»Nein, Dad!«
Sein Vater schaltete eine Tischleuchte ein, die weiches Licht abgab.
Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch. »Jetzt hör aber auf, verdammt noch mal! Ich glaube daran. Zwar hat mir Hoss nichts von seinen Verdächtigungen erzählt, doch ich bin der festen Meinung, dass er Mr. Sinclair nicht grundlos alarmiert hat. Und dessen Erlebnisse sprechen für sich. Oder glaubst du ihm auch nicht, einem Fremden, einem Außenstehenden, der mit unserer Gemeinschaft hier nichts zu tun hat und die Dinge demnach neutraler beurteilen kann.«
»Sind Sie neutral, Mr. Sinclair?«
»Ich versuche es zu sein.«
»Mein Gott!«, rief Jim. »Sie sind Polizist. Sie müssen Realist sein und nicht auf derartig komische Dinge abfahren.«
»Erstens fahre ich nicht auf komische Dinge ab, Jim, und zweitens bin ich Realist, das können Sie mir glauben. Ich spinne mir das nicht zusammen. Ich habe Ihnen die Insel und den Friedhof beschrieben, und das habe ich mir nicht aus den Fingern gesaugt, Jim.«
»Ja, ja, schon gut. Es streitet auch niemand ab, dass Sie da gewesen sind. Aber schauen Sie sich um. Sie sehen den Dunst, Sie fahren durch den Sumpf, durch eine Landschaft, die zu der in London in einem

völligen Gegensatz steht. Da kann es einem Städter schon einmal passieren, dass er sich etwas einbildet.«

»Tatsächlich?«

»Aber sicher.«

»Nein, was ich erlebt habe, war real, kein Traum und auch keine Einbildung. Hinzu kommt, dass ich mich mitdiesen Fällen auskenne, Jim. Sie schaffen es nicht, mich von meiner Meinung abzubringen. Was ich erlebt habe, das habe ich erlebt.«

Der junge Graves schaute mich an. Die rechte Mundseite hatte er dabei verzogen. »Jedenfalls ist unser Freund Hoss Ivory tot, nicht wahr?«

»Das will ich nicht sagen. Er war ein Gefangener der anderen Macht. Ich habe ihn noch einmal gesehen, als er an die Oberfläche kam. Er hat mir seine Faust entgegengereckt, als wollte er sich von mir mit einem grausamen Racheschwur verabschieden.«

»Daran glauben Sie auch?«

»Ja.«

Jim Graves winkte ab und schüttelte den Kopf. Er wollte etwas sagen, doch sein Vater kam ihm zuvor. »So, mein Sohn«, sagte er, »du bist zwar erwachsen, aber in diesem Fall rede ich. Du kannst ja denken, was du willst, doch ich weiß mehr über gewisse Dinge, das kannst du mir glauben. Ich spüre genau, wenn etwas nicht stimmt, und in der letzten Zeit haben wir dieses Heulen gehört. Ich will nicht von der Schwärze reden, aber auch sie kann ich mir vorstellen. Wer hat denn keine Angst vor der Insel im Sumpf gehabt, vor dem alten Friedhof, der längst vergessen und versunken war und plötzlich wieder entstand. Das sind doch die Tatsachen, die uns zu beschäftigen haben. Es hat bisher nur Hoss Ivory erwischt, aber kannst du mir sagen, weshalb das Grauen uns verschonen sollte? Es ist darauf programmiert, Menschen in seinen Bann zu ziehen, und wenn John Sinclair Recht hat, was ich glaube, dann befinden wir uns alle in einer nicht zu unterschätzenden Gefahr.«

Der Sohn schaute seinen Vater an, und Jim war auf hundert. Er bewegte die Hände wie im Krampf. Mal waren sie ausgestreckt, mal bildeten sie Fäuste. Er suchte nach Worten, holte dabei zuckend Luft und flüsterte:

»Hört doch auf, verdammt! Hört doch mit dem Mist auf! Ich… ich … ach, ihr könnt mich alle mal.« Er drehte sich auf dem Absatz herum und stürmte mit Riesenschritten aus dem Zimmer. Sekunden später hörten wir, wie er die Haustür von außen zuschlug.

Wir blieben in der Stille zurück, und Malcolm Graves schüttelte den Kopf. »Nehmen Sie es Jim bitte nicht übel, Mr. Sinclair. Er ist kein schlechter Kerl, er ist nur ein wenig durcheinander, das muss man verstehen. Er ist noch sehr jung, gerade einundzwanzig, da will man

die Welt allein aus den Angeln hebeln. Später sieht man dann ein, dass man es nicht schafft. Ich war früher auch so und habe mir von meinem Vater so einiges sagen lassen müssen.«

»Keine Sorge, Mr. Graves, ich bin Ihrem Sohn nicht böse. Es ist ja auch verständlich, dass er so reagiert. Aber ich habe Ihnen keinen Bären aufgebunden, meine Erlebnisse sind echt gewesen.«

»Das nehme ich Ihnen ab, frage Sie allerdings, wie es weitergehen wird und was man unternehmen kann. Ich gehöre ebenso wenig wie Hoss zu den Menschen, die ihre Hände in den Schoß legen und sich auf die anderen verlassen. Ich will etwas tun.« Er klopfte mit dem Zeigefinger auf den Holztisch. »Aber ich frage Sie, Mr. Sinclair, was man hier tun kann?«

»Das ist mein Problem.«

»Sie wissen keine Lösung?« Ich schaute zum Fenster, das sich als Rechteck in der Wand abmalte. Die Scheibe schimmerte grau. Dahinter bewegte sich etwas. Ob es die Zweige irgendwelcher Büsche waren oder nur die weichen Dunstschleier, das konnte ich nicht sagen. Waren wir bereits umzingelt? Hatten die Geister es schon geschafft, in das Haus einzudringen? Ich zwinkerte.

»Was haben Sie, Mr. Sinclair?«

»Nichts.« Ich schüttelte den Kopf.

»Ich habe nur über etwas nachgedacht.«

»Keine guten Gedanken, wie?«

»Das kann man sagen.«

Malcolm Graves lachte und schüttelte dabei den Kopf. »Ja, es ist manchmal zum Heulen. Da weiß man, dass etwas passiert ist, da weiß man auch, dass noch etwas passieren wird, aber man ist nicht in der Lage, daran etwas zu ändern. Man muss sich mit den Gegebenheiten einfach abfinden, und man muss seine eigenen Schlüsse ziehen.« Er stieß die Flasche ein Stück zurück, als würde er sie nicht mehr mögen. »Wir, Mr. Sinclair, müssen etwas unternehmen.«

»Richtig.«

»Und Sie haben keinen Plan, den Sie mir hier offen auf den Tisch legen können?«

»Noch nicht.«

»Das ist schlecht«, brummelte er. »Darf ich fragen, was Sie sich dabei gedacht haben?«

»Bitte, Mr. Graves, nicht so theoretisch. Ich will Ihnen etwas sagen, dass Ihnen nicht gefallen kann, allein deshalb nicht, weil es auch mir nicht gefällt.«

»Das wäre?«

»Abwarten!«

»Tatsächlich?«

»Leider ja.«

»So lange, bis etwas passiert ist?«
»Das will ich nicht hoffen, Mr. Graves. Ich möchte die Gefahr so früh erkennen können, um sicher zu gehen, dass nichts passiert. Dass man sie noch abwenden kann.«
»Wird nicht einfach sein.«
»Ich weiß es. Und das können wir auch von hier nicht erledigen. Ich werde nicht mehr lange bei Ihnen bleiben.«
»Und wo wollen Sie hin?«, unterbrach er mich.
»Mich umschauen.«
»Hier im Ort oder«, jetzt lächelte er, »haben Sie vor, Hoss Ivory einen Besuch abzustatten?«
»Daran habe ich gedacht.«
»Er hat Familie. Zumindest eine Frau und eine Mutter. Sie leben zusammen unter einem Dach. Seine beiden Töchter sind in Cardiff verheiratet. Sie kommen kaum noch hierher. Aber was wollen Sie den beiden Frauen sagen?«
»Ich weiß es noch nicht.«
»Von einem Tod können Sie nicht sprechen, Mr. Sinclair. Wissen die beiden denn über Sie Bescheid?«
»Das ist mir nicht bekannt. Erwähnt hat Hoss es jedenfalls nicht. Ich will ehrlich Ihnen gegenüber sein, Mr. Graves, ich stecke in der Klemme.«
»Pardon, Mr. Sinclair, nicht nur Sie, auch ich.«
»Stimmt.« Ich hatte schon die Hände auf die Lehnen gestützt, um aufzustehen, als wir beide das Geräusch an der Haustür hörten. Sie wurde vehement nach innen gestoßen und prallte mit der Klinke sogar gegen die Wand.
»Das ist Jim«, flüsterte Malcolm Graves.
Er war es in der Tat. Totenbleich stolperte er in den Wohnraum und bekam kaum Luft.
»Was ist denn passiert, Jim?«, fragte sein Vater.
Der junge Mann rang nach Atem. Keuchend stieß er hervor: »Ich glaube es nicht, verdammt, ich kann es nicht glauben, aber es ist da. Ja, das Grauen ist da…«
»Was?«
Er nickte. »Die… die Schwärze … sie kommt … wie Gift in unseren Ort, Dad …«

***

Keiner von uns sprach. Der junge Graves war fertig. Er sank zur Seite und rutschte auf das Sofa, wo er sich lang auf den Rücken legte und wieder nach Luft schnappte.
Sein Vater war mit der Antwort nicht zufrieden gewesen. Er ging auf Jim zu und rüttelte ihn an der Schulter. »Was hast du gesehen, Jim?

Was war es genau?«
»Nein, nein…«
»Rede!«
»Das Licht war weg!«
»Wie bitte?«
»Es verschwand plötzlich.«
Malcolm drehte mir den Kopf zu. »Verstehen Sie das, Mr. Sinclair? Was soll das bedeuten?«
»Ich weiß es noch nicht, aber ich werde nachschauen, darauf können Sie sich verlassen.«
Jim Graves war nicht so fertig, als dass er meine Worte nicht verstanden hätte. Er richtete sich auf. »Gehen Sie nicht raus, Mr. Sinclair. Bleiben Sie hier. Auch du, Dad!«
»Keine Sorge, wir kommen zurück.«
»Moment, Mr. Graves«, sagte ich. »Ihr Sohn hat Recht, wie ich denke. Bleiben Sie im Haus.«
»Und Sie wollen raus?«
»Ja.«
»Sind Sie ein Selbstmörder?«
»Das sicherlich nicht. Aber ich habe einen Schutz, ganz im Gegensatz zu Ihnen.«
Malcolm Graves suchte die Falschheit in meinen Augen, fand sie nicht und nickte. »Gut, ich glaube Ihnen. Wenn Sie unbedingt wollen, laufen Sie in Ihr Verderben.«
»Ich werde zurückkehren.«
»Hoffentlich nicht als Leiche«, erwiderte Malcolm und meinte seine Worte ernst.
»Nein, bestimmt nicht.« Auch der junge Graves wollte mich noch aufhalten, was er nicht schaffte, und so lief ich zur Haustür und blieb für einen Moment stehen, um nachzudenken.
Was konnte Jim gesehen haben? Er hatte davon gesprochen, dass das Licht weg war. Damit konnte er nur die Laternen der spärlichen Straßenbeleuchtung gemeint haben. Welchen Grund sollte es denn geben, die Beleuchtung auszuschalten?
Das wollte mir nicht in den Kopf. Der junge Graves musste sich geirrt haben, doch das würde ich selbst feststellen und war schon jetzt ziemlich vorsichtig, als ich die Haustür öffnete.
Ich »schnupperte« nach draußen.
Vom Geruch her hatte sich nichts verändert. Nach wie vor drückte die Luft, und der aus den Kaminen steigende Rauch konnte nicht abziehen. Er vermischte sich mit dem Dunst, sodass beides wie das Dach von einem Pilz über dem Ort lag.
Ich verließ das Haus und blieb dicht vor der Tür stehen. Sie fiel langsam hinter mir zu. Ich kam mir dennoch eingeschlossen vor,

obwohl ich vor dem Haus stand.

Jim Graves hatte von der Dunkelheit gesprochen, die über dem Ort liegen sollte.

Beim ersten Hinsehen konnte ich das nicht bestätigen. Nach wie vor schimmerte das Licht einiger Laternen, besonders die beiden an der Kirche waren gut zu sehen. Ich blieb nicht auf dem Fleck stehen und ging einige Schritte nach vorn. Dabei passierte ich auch die Trauerweide, sie konnte mir den freien Blick nicht mehr nehmen.

Ich schaute gegen die Mauer der Kirche, und die beiden Lampen sahen aus wie zwei Ballons, die einfach in der Luft schwebten, denn von ihren Ständern war nichts mehr zu erkennen. Sie umfing der Dunst, der sich verdichtet hatte und an einigen Stellen bereits zu einem fetten Nebel geworden war.

Hatte Jim den Nebel gemeint?

Nein, der war natürlich, davorbrauchte sich niemand zu fürchten, der in dieser Gegend wohnte. Es musste etwas anderes gewesen sein, und ich bohrte meine Blicke auch weiterhin in die Dunkelheit, immer darauf lauernd, dass mir etwas auffiel.

Leider nicht…

Oder?

War es die beklemmende Stille, die über dem Ort lag? Es konnte nicht nur daran liegen, dass der Nebel die meisten Geräusche schluckte. Das hier war auch für einen kleinen gottverlassenen Ort wie Trevine ungewöhnlich.

Hier kam etwas…

Da schlich sich jemand näher. Ein ES, eine Gefahr, die mit Worten nicht zu beschreiben war.

Ich dachte wieder an das abgrundtief Böse, das sich zumeist in einer tiefen Schwärze zeigte. Und für das Böse gab es keine Hindernisse, keine Mauern, keine Wände, auch keine menschlichen Körper.

Durch nichts ließ es sich aufhalten.

Ich musste es finden, was immer es sein mochte. Bevor ich den Weg fortsetzte, hängte ich wieder mein Kreuz nach außen. Bei jedem Schritt geriet es ebenfalls in Bewegung, es baumelte mit, und ich spürte, dass kalte Finger über meinen Rücken krochen.

Die Kirche stand vor mir. Sie wuchs in die Höhe wie eine Drohung oder wie ein Schutz. Ich konnte mir selbst keine normale Auskunft geben. Normalerweise ist die Kirche ein Schutz, in diesem Fall allerdings sah ich es anders an. Sie war nicht mehr der Widerpart des Bösen, sie schien sich, und da machte auch der Turm keine Ausnahme, unter dem neuen Druck zu beugen.

Das konnte mir der Nebel auch vorspielen, aber ich wusste mittlerweile Bescheid.

Zu weit wollte ich mich auch nicht von dem Haus entfernen, deshalb

schlug ich einen kleinen Bogen. Noch immer hatte ich nicht herausgefunden, was der junge Graves mit seiner Entdeckung gemeint hatte. Die Lichter der beiden Laternen leuchteten ja, und weiter in Richtung Ort schimmerten auch einige helle Flecken.

Hatte er sich etwas eingebildet? Waren seine Nerven ebenfalls schon überreizt?

Als das zum Grundstück der Kirche gehörende Gitter erschien, blieb ich stehen, um mich voll und ganz auf den Anblick der Laternen zu konzentrieren.

Da geschah es!

Ich hatte mit einem Vorgang gerechnet, und doch wurde ich davon überrascht. Es kam mir so vor, als wäre jemand dabei, die Lichter für einen kurzen Augenblick zu löschen, um sie anschließend wieder anzustellen. Sie waren nicht zu sehen, dann erschienen sie wieder, waren wieder weg, tauchten erneut auf.

Wie war das möglich?

Ich ging näher heran – und merkte, dass sich mein Kreuz »meldete«. Es geschah das Gleiche wie schon auf dem Wasser, denn über meinen Talisman hinweg liefen die Schatten, zogen sich zurück, waren wieder da, und ich merkte dabei, wie der Ansturm des Bösen von mir ferngehalten wurde. Er erreichte mich zwar, drang aber nicht tief in meine Gehirnwindungen ein.

Ich war an einem bestimmten Ort stehen geblieben, hatte den Kopf zurückgelegt und konnte nun die beiden Kugelköpfe der Laternen beobachten.

Zugleich waberte die widerliche schwarze Masse auf sie zu und deckte sie völlig ab. Kein Licht drang hindurch, und als die Masse dann weiterwanderte, da passierte noch etwas.

Das Licht der beiden Laternen war schwächer geworden. Sie glosten oder glühten nur mehr.

Gütiger Himmel, ich erlebte das gleiche Phänomen wie auf dem Wasser. Wieder war die Schwärze da, nur hatte sie sich jetzt ein anderes Medium ausgesucht, die Luft. Wahrscheinlich war der Sumpf bereits abgegrast worden, hinzukam, dass dort so gut wie keine Menschen zu finden waren, im Gegensatz zu Trevine.

Die Schwärze bewegte sich dort durch den Ort, um sich Menschen zu holen. Menschen, die ahnungslos waren, die von der Gefahr nicht einmal was gesehen hatten, und wenn, dann hätten sie diese wohl für durch die Luft fließenden Ruß gehalten. Sogar die Mauern der Kirche wurden von diesem Phänomen umschlossen. Ich konnte nicht sagen, ob der Nebel es auch schaffte, in die Kirche einzudringen, um sie mit seinem Geist zu füllen.

Parallelen kamen mir in den Sinn. Natürlich erinnerte ich mich an den gefährlichen Todesnebel, der vom Würfel des Unheils produziert

werden konnte und es schaffte, den Menschen das Fleisch, die Haut und das Blut von den Knochen zu dampfen, sodass letztendlich nur mehr Skelette zurückblieben.

Dieser Art war die Schwärze wohl nicht. Ihre Gefahr war nicht zu unterschätzen, aber sie hinterließ andere Reaktionen, wobei ich mich fragte, welche das sein konnten.

Ich schaute nach rechts, weil mich eine Bewegung störte. Etwa in Hüfthöhe glitten Dunstschwaden lautlos heran. Sie bewegten sich nicht gradlinig, sondern zitternd und schlängelnd, und sie hatte sich mich als Opfer ausgesucht.

Ich blieb stehen.

Ich ließ die »Wolke« kommen, und ich bückte mich den Schwaden sogar noch entgegen.

Im nächsten Augenblick traf die Wolke mich und damit auch das Kreuz. Darauf hatte ich gewartet.

Plötzlich spaltete sich der Streifen an seinem vorderen Ende auf.

Er sah so aus wie eine schwarze Blume, die ihren Kelch noch einmal geöffnet hatte, um das Licht der Sonne einzufangen. Im nächsten Augenblick zuckte die Wolke wie ein schnell hingezeichneter Pinselstrich, und dann war sie weg. Ob sie sich zurückgezogen oder ich sie durch mein Kreuz zerstört hatte, konnte ich nicht sagen.

Jedenfalls gab es eine Hoffnung, mein Kreuz. Es schützte mich, leider nicht die anderen Menschen, und so sank die Hoffnung wieder in sich zusammen.

Mir fiel eine simple, wenn auch schlimme Zukunftsvision ein. Ich hoffte, dass es dem Nebel nicht gelingen würde, den gesamten Ort in seinen Besitz zu nehmen. Andererseits – was sollte ihn daran hindern? Er war ein – ja, ein selbstständiges Wesen, das denken und handeln konnte, das sich vorarbeitete und sich dabei von keinem Hindernis aufhalten ließ. Die Menschen jedenfalls waren ahnungslos, die mussten gewarnt werden. Auch in einem gottverlassenen Ort wie Trevine gab es Telefon. Ob jede Familie einen Anschluss besaß, das wusste ich nicht. Jedenfalls konnte eventuell eine Kette gebildet werden, um irgendwie jeden Bewohner des Ortes zu erreichen.

Ich wollte zurück zu den Graves, denn sie hatten Telefon. Dort konnte der Anfang gemacht werden.

Der Todesnebel, der schwarze Nebel hier, sie ähnelten sich und waren trotzdem nicht gleich. Bei diesem hier hatte ich den Eindruck, als wäre er ebenso gefährlich, aber anders gefährlich. Er tötete nicht, zumindest nicht direkt, denn er griff die Menschen auf eine andere Art und Weise an, die im Endeffekt ebenso schlimm war. Diese Menschen würden sich verändern und nicht mehrso sein wie sonst.

Vielleicht degenerierten sie zu Monstren oder auch Menschen, denen alles genommen worden war. Ich konnte es nicht genau sagen und

hoffte nur, dass ich mich irrte und alles nicht so schlimm war.

Ich hatte mich ein wenig zurückgezogen und stand im Schatten der Kirche. Noch immer behielt ich die Laternen im Auge. Der schwarze Nebel saugte ihnen die Energie aus; die Leuchtkraft wurde schwächer. Wie Schleier umfingen die Nebelinseln auch den Kirchturm.

Ein Schrei im Ort ließ mich zusammenzucken. Ein sehr schriller Laut, kein Heulen, auch kein Todesschrei. Nur konnte ich schlecht unterscheiden, ob der Schrei von einem Menschen oder einem Tier abgegeben worden war. Er verstummte in einem lang gezogenen Wimmern. Dann hörte ich ein schrilles Lachen, dann Schritte.

Zuerst war für mich nicht herauszufinden, woher sie kamen, aber sie bewegten sich in meine Richtung. Der normale Dunst verzerrte die Echos etwas, die Tritte hörten sich an, als würden ihre Echos sofort danach wieder verschluckt.

An der linken Seite sah ich das Gitter. Dort bewegten sich auch die kahlen Zweige der Büsche wie im Zickzack. Auslöser war ein Tier.

Eine Katze hatte sich durch die Lücke gezwängt. Sie war es auch, die den Schrei ausgestoßen hatte. Sie war verletzt, schrie wieder erbarmungswürdig, schleppte sich weiter, geriet in meine Nähe, und ich sah, dass ihr Fell an einer Seite nass war. Die Augen der Katze leuchteten wie türkisfarbene Diamanten. Sie suchte die Deckung der Kirchenmauer. Dicht vor mir blieb sie liegen.

Ich nahm mir noch die Zeit, über ihren Kopf und den Nacken zu streicheln und spürte dabei, wie sie zitterte. Im Schein meines Feuerzeugs besah ich mir die Verletzung. Der Streifen lief quer über ihren Rücken. Da war das Fell auch eingeschnitten. Jemand musste das Tier mit einem Messer verletzt haben. Zum Glück war die Wunde nicht tief. Ich hoffte, dass die Katze die Zähigkeit besaß, um überleben zu können. Jedenfalls musste sie in Ruhe gelassen werden. Es war wichtig, jedes Lebewesen vor diesem verdammten schwarze Nebel zu retten, der immer mehr zu einer tödlichen Flut geworden war.

Da waren Schritte!

Geräusche, die ich kannte. Lauernde Schritte. Jemand schien sich anzuschleichen.

Er war es auch, bewegte sich dicht am Zaun entlang und streifte dabei die Büsche, was meine Aufmerksamkeit wieder darauf lenkte.

Eine unnatürlich klingende Stimme – es war kaum festzustellen, ob sie einem Mann oder einer Frau gehört – lockte die Katze.

»Komm, kleine Muschi, komm her, du Kätzchen. Ich habe was für dich…« Die Stimme verstummte, ich hörte das Kichern, dann sah ich plötzlich die Gestalt nahe des Kirchengrundstücks. Sie stand am Tor und entpuppte sich als Mensch. Dass sie mir trotzdem vorkam wie eine Gestalt aus dem Film der unheimlichen Begegnung der dritten Art, lag wohl an dem großen kahlen Kopf. Kein Haar war zu sehen.

Dieser noch junge Mensch hatte eine Glatze. Er war die Bösartigkeit in Person, denn in seiner Hand hielt er einen scharfen gekrümmten Gegenstand, eine Sichel.

»Komm her, Kätzchen, komm…« Seine Stimme war von einer tödlichen Weichheit. Das hatte auch die Katze bemerkt. Sie bekam Angst, fauchte in meinem Rücken.

Ich bewegte mich nicht und hoffte, dass mich der Schatten der Kirchenmauer aufsaugte. Der Nebel hatte sich wieder etwas verzogen, um sich neue Opfer zu suchen. In dieser Umgebung hatte er ein Erbe hinterlassen, eben diesen jungen Mann mit dem kahlen Kopf, der sicherlich normalerweise ganz harmlos war, nun aber diesem mörderischen Kreislauf nicht mehr entkommen konnte.

Er trug eine weite Jacke, die sich noch mehr weitete, als er die Arme ausbreitete und so dastand wie ein Bauer, der seine Hühner locken wollte.

Die Katze fauchte wieder, sie miaute auch, sie hatte Angst. Ich konnte sie von meinem Standort soeben noch erkennen und bekam auch ihre Bemühungen mit davonzukriechen.

Das Tier schaffte es nicht. Es konnte sich nur noch die Wunde lecken. Sein Jäger hatte die Laute sehr wohl verstanden. Ich hörte ihn freudig jauchzen.

Dann lief er vor.

Er verließ den schwachen Schein der Laternen, wurde zu einem Schatten, der einzig und allein auf die Katze fixiert war und nicht nach links und rechts schaute.

Ich wartete so lange, bis er seinen Lauf gestoppt hatte. Er stand vor der Katze, bückte sich, streckte die linke Hand aus, um das Tier hochzuziehen.

Mit der Rechten holte er schon aus.

Ich war bei ihm. »Lass es sein!«

Er hörte meine Stimme und wurde zu Eis. Er wusste nicht, wie er mich einschätzen sollte, ich stand nicht weit von ihm weg, und das wollte er ausnutzen.

Er wirbelte herum.

Ich sah die Sichel blitzen. Ein tödlicher Gruß, der mich treffen sollte, doch ich war zu weit weg. Sein Arm wurde zwar lang und länger, aber er senste an mir vorbei. Dann kratzte der Stahl über die Kirchenmauer, und der Schlag hatte sich verlangsamt.

Ich schlug ihm auf den Kopf.

Der Lauf der Beretta hatte den Tierquäler getroffen, bevor er zu einem zweiten Hieb ausholen konnte. Er taumelte zur Seite und war schon schwach in den Knien geworden. Seine Arme sackten nach unten. Es sah so aus, als hätten sie den Körper dabei mitgezogen, und er fand auch nicht mehr die Kraft, sich zu erheben.

Auf der Seite blieb er liegen, die Waffe noch immer festhaltend.
Ich setzte meinen Fuß auf sein rechtes Handgelenk. Er zeigte keine Reaktion mehr.
Rasch hatte ich ihn entwaffnet und die Sichel fortgeschleudert.
Dann kümmerte ich mich um den Glatzkopf. Die Katze schrie leise, als ich ihn in die Höhe zerrte.
Eigentlich kannte ich meine Schläge. Im Laufe der Zeit hatte ich gelernt, sie zu dosieren, und hier hatte ich diese Kenntnisse wieder eingesetzt. Der Glatzkopf war nicht bewusstlos, sondern groggy wie ein Boxer nach zehn Runden.
Ich musste ihn gegen die Kirchenwand lehnen. Sein Kopf war zur Seite gesunken, der Mund stand offen. Seine Lippen waren speichelnass, und Stöhnlaute drangen aus dem Rachen. An einer bestimmten Stelle des Kopfes war die Haut aufgeplatzt, und ein feiner Blutstreifen hatte sich freie Bahn verschaffen können.
»Kannst du reden?«
Er »blökte« irgendetwas.
Es hatte keinen Sinn, wenn ich so weitermachte. Deshalb legte ich ihn wieder auf den Boden, diesmal rücklings, sorgte dafür, dass sich die Kirchenwand in meinem Rücken befand, so konnte ich nicht überrascht werden. Ich leuchtete in sein Gesicht.
In seinen Augen zuckte es. Er war also nicht ganz weggetreten, das empfand ich als gut. Aber sein Blick sagte mir eigentlich alles. Er war gebrochen, nicht wie bei einem Toten, nein, ausihm war das Leben einfach entwichen. Er zeigte keine Gefühle mehr, nicht einmal Hass, er war einfach leer. Hatte die fremde Kraft etwa alles Menschliche aus ihm herausgesaugt?
»Hörst du mich?«
Er hatte mich verstanden, doch seine Antwort war nicht mehr als ein Lallen.
Ich schlug leicht gegen seine Wangen und wunderte mich, dass ich Erfolg hatte, denn plötzlich konnte er sprechen. »Ich muss sie alle umbringen. Ich bin der Jäger. Ich hole mir die Tiere, die Katzen, die Hunde, ich hole mir alle…«
»Warum?«
»Ich schlitze sie auf.«
»Und dann?«
»Ich schlitze…«
Tief atmete ich durch. Ich wusste nicht, was ich mit diesem Menschen anfangen sollte. Er war in einen fremden, fürchterlichen Bann geraten. Die Kontrolle über sich selbst hatte er nicht mehr. Er folgte einzig und allein seinem neuen Trieb, der ihm befahl, alle Tiere aufzuschlitzen.
Ich musste diesen Mann aus dem Verkehr ziehen und wusste jetzt

auch, wie ich das machte. Ich schleifte ihn dorthin, wo sich der Zaun befand. Das Handschellenpaar aus reißfestem Kunststoff trug ich immer bei mir. Auch jetzt leistete es mir wertvolle Dienste, als ich den Glatzkopf an das Gitter fesselte. Wenn er da fliehen wollte, musste er schon den Zaun aus dem Beton reißen.

Bevor ich die Umgebung der Kirche verließ, schaute ich noch einmal nach der Katze. Sie lag zusammengerollt neben der Mauer und leckte ihre Wunde. Ich streichelte sie, was ihr gut tat. Als sie den Kopf hob und mich anschaute, da glaubte ich sogar, Dankbarkeit in ihren Augen zu lesen.

Wie ging es jetzt weiter. Das Auftauchen des Tierschlitzers hatte mich zu lange aufgehalten, aber meinen ursprünglichen Plan nicht gestört. Ich wollte zurück zu dem Küster, um von dort die Kette der Anrufe zu beginnen.

Als ich den Glatzkopf passierte, brabbelte er etwas vor sich hin. Er sprach davon, dass er alle Tiere aufschlitzen würde, er kicherte, er glotzte mich an, ohne mich zu erkennen. Dann bellte er plötzlich, im nächsten Augenblick knurrte er, und mir tat dieser junge Mann sehr Leid. Er trug nicht persönlich daran die Schuld, sondern diese verdammte dunkle Flut, die aus dem Sumpf gekommen war, um das Grauen zu verteilen.

Der junge Mann hatte sich zu einem Tierquäler entwickelt. Wie reagierten wohl andere Menschen auf den Nebel? Wurden sie auch zu Mördern, die sich gegenseitig umbrachten? Wurden sie zu menschlichen Bestien, die nach Blut lechzten? Oder wurden sie völlig apathisch, sodass jeder mit ihnen anstellen konnte, was er wollte?

Vielleicht starben sie auch. Bestimmt waren nicht alle so stark, um der Flut Paroli bieten zu können, und die Nacht fing erst an. Hier konnte es noch zu einem wahren Horror kommen, und ich wollte über die Folgen lieber nicht nachdenken.

Ich ärgerte mich jetzt, dass ich allein gefahren war und Suko nicht mitgenommen hatte. Er musste aber Bescheid wissen, deshalb wollte ich ihn ebenfalls anrufen. Wahrscheinlich musste hier bald eine große Polizeiaktion anlaufen, denn die Bewohner musste einfach unter Kontrolle gehalten werden, schon wegen des Selbstschutzes.

Der Ort war wieder »tot« geworden.

Er kam mir vor wie ein riesiger Friedhof, auf dem ich als einziger Überlebender umhergeisterte. Mir hatte der verfluchte Nebel nichts getan, ich sah ihn auch nicht mehr, er war weitergezogen, die Laternen leuchteten wieder in ihrer normalen Kraft und nur die feuchten Dunstwolken bewegten sich noch durch die Finsternis.

Die halbe Strecke hatte ich etwa hinter mir, als es passierte. Geahnt und gerechnet hatte ich damit schon, denn nach wie vor schwebten mir die Erzählungen des Hoss Ivory durch den Kopf.

Jetzt hörte ich ihn.
Er heulte.
Und er schien sich in meiner unmittelbaren Nähe zu befinden!

***

Ich wusste im ersten Augenblick nicht, wie ich mich verhalten sollte.
Das Heulen des Wolfes hatte mich schon erschreckt, nur sehen konnte ich ihn nicht, er hielt sich irgendwo versteckt. Dafür allerdings spürte ich seine Nähe.
Ich fragte mich nach dem Grund seines Schreis. Wollte er mich damit warnen oder aus der Reserve locken. Vielleicht auch davon abbringen, etwas zu tun, was ihm nicht gefiel.
Ich ging einige Schritte vor, was gut gewesen war, denn ein strenger Geruch wehte in meine Nase. Es war der Hauch des Schreckens, den der Werwolf ausströmte. Vor einer Bestie wie ihr flohen die meisten Menschen und auch Tiere. Nur ich blieb stehen und betrachtete das Gebilde vor dem Haus der Graves, das wie eine große Kugel in die Dunkelheit hineinwuchs.
Es war die alte Trauerweide. Dunstschwaden umflorten sie. Der Baum sah aus, als würde er kochen und gleichzeitig ausatmen. Er hatte etwas Märchenhaftes an sich und Gefährliches, denn ich konnte mir sehr gut vorstellen, dass sich eine Bestie wie der Werwolf darunter versteckte.
Ich erinnerte mich zudem daran, wiedumpf das Heulen geklungen hatte. Es war durch irgendetwas gedämpft worden.
Wie lange Haare fielen die Zweige der Trauerweide nach unten.
Zitternd hingen sie vor mir. Ich konnte durch keine Lücke schauen und würde sie zur Seite drücken müssen, um unter den Baum zu gelangen. Da konnte er dann lauern.
Schritte!
Nicht vor mir, sondern an einer anderen Stelle meiner Umgebung.
Ein leises Knirschen in der Dunkelheit. Laub wurde raschelnd zur Seite geschoben, ich hörte ein trockenes Hüsteln oder etwas Ähnliches und wusste, dass ich es mit einem Menschen zu tun hatte.
Wo steckte er?
Ich war wieder zurückgegangen. Plötzlich erschien mir die andere Person wichtiger zu sein.
Der Schatten war da.
Er bewegte sich schnell durch den Nebel, er lief auch von mir fort, was ich nicht hinnehmen wollte. Mit langen Schritten jagte ich ihm nach. Es kümmerten mich auch die begleitenden Geräusche nicht, ich wollte endlich Bescheid wissen.
Es war ein Mann.
Sehr groß und kantig. Mir kam ein Verdacht, aber das konnte

eigentlich nicht wahr sein.
Da drehte sich der Mann um.
Ich befand mich noch mitten im Lauf. Beinahe wäre ich noch gegen ihn geprallt. Im letzten Augenblick stoppte ich und bekam mit, wie der Mann beide Hände hob. Ich sah auch das Gewehr, das er festhielt. Er schlug nach mir, doch seine Bewegungen waren einfach nicht glatt und sicher genug, um mich auch zu treffen. Der Kolben verfehlte mich ebenso wie der Lauf, zudem hatte ich mich zur Seite gedrückt, fuhr dann herum und trat dem Mann gegen die Beine.
Hoss Ivory fiel hin!
Kein anderer als er war durch die Einsamkeit geschlichen. Eine Person, die eigentlich nicht mehr hätte am Leben sein dürfen, die es trotzdem noch war, aus welchen Gründen auch immer. Hoss lebte, nur hatte er sich verändert. Er funktionierte nur mehr, gehorchte einem schlimmen Trieb, und ich hörte ihn Knurren wie ein Tier, als er sich auf dem Boden liegend zur Seite drehte und sich wieder auf die Füße stemmen wollte.
Ich war schneller, hatte ihm blitzartig das Gewehr aus den Händen gerissen und legte auf ihn an.
Sein Gesicht schimmerte wie eine blasse Maske. Er atmete keuchend, was mir wiederum bewies, dass er kein Zombie war, sondern ein veränderter Mensch, dem geholfen werden musste.
Er fluchte, als er mich sah. Ich wollte mit ihm reden und wissen, was er erlebt hatte. »Hör zu, Hoss, hör zu!«
Er verstummte tatsächlich. Vor mir saß er auf dem Boden, die Arme angewinkelt, die Ellbogen auf den Boden gedrückt. Auch die Beine hielt er angezogen. In dieser krummen Haltung konnte er mir kaum gefährlich werden. Ich war trotzdem vorsichtig, als ich ihn zum zweiten Mal ansprach. »Was ist geschehen, Hoss? Wie kam es dazu…?«
»Hör auf!« Er schüttelte den Kopf. »Hör auf. Ich bringe dich um. Er hat mir den Weg gezeigt. Ich werde ihn gehen, und niemand wird mich davon abbringen. Ich bin jetzt…« Er sprach nicht mehr weiter und schnellte hoch.
Auf seinem Gesicht schien ein Licht aufzublühen. Er hatte plötzlich seinen Spaß. Irgendetwas in meiner Umgebung heiterte ihn auf, und ich nahmden strengen Geruch wahr, der wie eine dünne Soße in meine Nase floss.
Der Werwolf!
Auf der Stelle drehte ich mich, der Schatten wuchs vor mir hoch.
Ich sah nicht nur einen großen Kopf, sondern auch ein bis zum Anschlag aufgerissenes Maul und ebenfalls zwei hochgerissene Pranken, die auf mich zielten.
Da hatte sich niemand eine Maske übergestülpt, um andere

Menschen zu erschrecken. Diese Bestie war echt. Sie stank faulig, nach altem Moder und Grab.

Seine rechte Pranke hieb mit vehementer Wucht auf meine Schulter, um mich zu Boden zu schmettern…

***

Vater und Sohn Graves waren im Wohnraum zurückgeblieben. Beide schwiegen, schauten sich an, hingen ihren Gedanken nach, die sich allerdings nur um einen Punkt drehten. Beide wussten, dass etwas geschehen war, dass der Schrecken Gestalt angenommen hatte, und beide konnten es sich nicht erklären.

Malcolm Graves nickte schließlich. Er wollte das Schweigen unterbrechen. »Es kommt«, flüsterte er, »ich spüre es. Es ist nicht einmal weit weg, es schleicht in der Nähe umher. Es kommt heran.« Er sprach abgehackt, als hätte er Schwierigkeiten mit der Atmung.

Jim Graves antwortete nicht. Er ging zum Fenster und stellte sich dort hin. Auch er spürte in seinem Kopf den Druck. Es waren keine normalen Kopfschmerzen, damit kannte er sich aus. Was sich da in seinem Kopf tat, waren Begleiterscheinungen irgendwelcher Vorgänge, die er nicht mehr begriff.

Etwas war dabei, von ihm Besitz zu ergreifen. Er konnte nicht genau sagen, was da heranschlich, es war ihm fremd und gleichzeitig so nah, dass er sich dagegen nicht wehren konnte und es sogar auf irgendeine Art und Weise willkommen hieß.

Vor der Scheibe lauerte das Dunkel. Keine normale Nacht, auch wenn sie beim ersten Hinsehen so aussah. An die Dunstschwaden hatten sich die Menschen von Trevine längst gewöhnt. Das mussten sie einfach, denn sie lebten in einem Feuchtgebiet.

Aber an das andere hatten sie sich nicht gewöhnt.

Es war kaum zu erkennen. Erst bei genauem Hinschauen und einer starken Konzentration sah er, was sich da durch die Luft bewegte. Im ersten Moment sah es so aus wie fließendes Wasser, das oberhalb des Bodens durch den Ort strömte.

Schattenwellen, Fetzen, Fragmente, die sich vor der Scheibe zusammendrehten. Wie ein schleichendes Gift, bösartig, eine Schwärze, die sich durch nichts aufhalten würde.

Jim Graves konzentrierte sich auf ein fernes Licht. Er brauchte für seinen Blick einen Bezugspunkt, denn er wollte sehen, ob sich sein erster Verdacht erhärtete.

Die Laterne leuchtete in der Nähe des kleinen Feuerwehrhauses.

Eine helle Lampe, die einen Großteil ihres Scheins verloren hatte und weiter verlor. Sie sah für Jim aus, als würde sie erst aus-, dann wieder eingeschaltet, wobei ihr immer mehr an Helligkeit genommen wurde. Die Schwärze fraß das Licht, sie war wie ein finsterer Vorbote.

Jim schüttelte sich. In seinem Mund lag plötzlich ein pelziger Geschmack. Hinter seiner Stirn tuckerte es plötzlich, und er war irritiert, als er den Lampenschein nicht mehr sah.

Finsternis…

Trevine lag unter dieser schwarzen Glocke. Das Böse, das andere hatte eine Farbe. Es hasste das Licht, es wollte die Nacht bringen, um in ihrem Schutz das Grauen zu verbreiten.

Auch vor der Scheibe lag es. Die Schwärze »glotzte« in das Haus.

Sie bewegte sich vor. Für Bruchteile von Sekunden schien sich die Scheibe zu bewegen, und Jim Graves trat einen Schritt zurück, als könnte er das Dunkel so abwehren.

Er hörte hinter sich einen dumpfen Laut. Hastig drehte er sich um.

Sein Vater war zusammengebrochen. Er hatte sich nicht mehr auf den Füßen halten können. Beim Versuch, den Sessel zu erreichen, war er auf die Kante gefallen, abgerutscht und auf den Boden gefallen.

Jim hörte ihn stöhnen. Er sah die langsame Bewegung seines Vaters, als dieser die rechte Hand hob. Dann kroch der ältere Mann auf allen vieren über den Boden. Jim hörte ihn heftig keuchen, er selbst stand da und schaute zu Boden.

Er hätte Malcolm helfen müssen, er tat es nicht, blieb nur stehen und wartete ab.

Malcolm kroch durch den Raum. Ungewöhnliche Laute drangen aus seinem Mund. Es war kaum zu erkennen, ob sie von einem Menschen oder einem Tier abgegeben wurden. Er hörte ihn ächzen und jammern, seine Hände schabten über den Teppich, und Jim drehte schließlich den Kopf und schaute zur Lampe. Es war die einzige Lichtquelle, eine schlichte Wandleuchte, die ebenfalls Licht verlor.

Der Schatten war da.

Er hatte sich in den Raum hineingeschlichen. Kein Fenster und keine Mauer hatte ihn aufhalten können. Wie ein düsteres Gespinst legte er sich über die Insel der Helligkeit und zeigte, wer hier herrschte.

Jim Graves tat nichts. Er stand da und stierte zu Boden. Etwas bohrte sich in seinen Kopf. Erklären konnte eres kaum. Es waren lange, dünne und spitze Finger, pechschwarz, die sich nicht aufhalten ließen.

Sie erwischten ihn.

Sie hielten ihn fest.

Sie übernahmen ihn.

Es war ein unheimlicher Vorgang, der sich auch äußerlich bei Jim abzeichnete. Sein Gesicht nahm einen anderen Ausdruck an. Nicht dass es düster und gleichzeitig auch bleicher wurde, was kaum zu verstehen war, es bekam auch einen seltsamen Zug, so böse und verzerrt. Die Augen glänzten matt und gleichzeitig dunkel.

Jim spürte in seinem Hirn die kalten Finger. Dünne Eiskanäle, die sich hineingebohrt und von ihm Besitz ergriffen hatten. Die Schwärze

hatte gewonnen.
Er drehte sich um.
Sein Vater lag am Boden. Dicht neben dem Sofa hatte er seinen Platz gefunden. Er lag auf dem Rücken, einen Arm erhoben, die Hand noch in den Sitz des Sofas gekrallt, als wollte er sich im letzten Augenblick daran hochziehen.
Das aber tat er nicht. Er blieb in seiner steifen Lage. Laut pfiff der Atem aus seinem offenen Mund.
Sein Sohn ging weg. Er wollte nicht mehr länger im Wohnraum bleiben. Wie ein Fremder tappte er durch das Haus und machte den Eindruck eines Mannes, der irgendetwas suchte, aber nicht wusste, was es war. Er ging einfach umher, die Schatten in seinem Hirn, die ihn leiteten. Das konzentrierte Böse hatte seinen Platz in der Erde verlassen, um nun die Menschen anzugreifen.
Auch die Graves blieben nicht verschont. Jim handelte schon wie eine Marionette. Er tappte in das Schlafzimmer hinein und blieb neben dem Bett stehen.
Aus veränderten, trüben und trotzdem irgendwie kalten Augen schaute er über die Liegestatt hinweg. Jim wusste nicht, was er wollte, er wusste nur, dass er etwas wollte.
Er tappte vor.
Langsam, zögernd, dann schneller, und dabei holte er einige Male tief Luft.
Dann war er da. Er sah das Kissen. Alles geschah bei ihm automatisch. Er griff mit beiden Händen zu. Die Arme zuckten zurück, zwischen sich das Kopfkissen haltend. Aus seinem Mund drang ein Geräusch, das sich wie ein Grunzen anhörte. Es klang böse und rau, er selbst bekam davon eine Gänsehaut.
Sehr langsam, drehte er sich herum, und das Kissen machte diese Bewegung mit. Jim sah die Tür. Er hatte sie nicht geschlossen. Dahinter lag der schmale Flur, dann würde die Treppe beginnen, er würde sie nach unten gehen, und er sah auch hinter der Tür die gefährliche Düsternis. Sie hatte sich im Flur ausgebreitet, lag dort wie schwarze Watte, durch die er gehen musste.
Er würde es tun. Es blieb ihm nichts anderes übrig. Es würde ihm auch nichts ausmachen.
Er lächelte.
Grausamkeit zeigte dieses Lächeln. Die Lippen hatte er in die Breite gezogen. Der stiere Blick seiner schattigen Pupillen war weiterhin auf die Tür gerichtet. Jim betrat den Flur. Er hatte das Gefühl, in einen langen Tunnel zu gehen. Wie von einem Band gezogen, drehte er sich nach links. Das war genau der Weg zur Treppe. Ihn und keinen anderen musste er nehmen. Das Kissen hielt er fest, die Arme halb vor sich gestreckt. Um seinen Mund hatte sich ein grausamer Zug gelegt.

Jim erreichte die Treppe. Er ging die Stufen hinab. Sehr langsam, sehr darauf bedacht, nicht zu stolpern. Die schwarze Flut umgab ihn wie ein zitterndes Gebilde. Sie hatte inzwischen die Decke erreicht und sie ebenfalls farblos verändert.

Er lächelte plötzlich, als er die letzte Stufe hinter sich gelassen hatte. Sein Blick war noch immer starr, in die Pupillen hatte sich der stumpfe graue Glanz gelegt. Jim leckte sich über die Lippen, auf denen Speichel zurückblieb.

Dann gab er sich einen Ruck.

Seltsam marionettenhaft ging er durch den schmalen Flur. Die Tür zum Wohnraum stand noch immer offen. Die tödliche Flut umschwamm ihn, er fühlte sich von ihr eingepackt, aber sie hielt ihn nicht auf, er ging unbeirrt weiter.

Das Wohnzimmer zog ihn an wie ein Magnet.

Er durchschritt die Tür.

Dicht hinter der Schwelle blieb er stehen. Sein Kopf drehte sich nach rechts. Dort sah er nichts, nur die Möbel standen dort und malten sich wie kompakte Schatten ab.

Tief holte er Luft. Es sah so aus, als wollte er die Schatten einfach in sich hineinsaugen.

Dann ging er weiter.

Diesmal jedoch in die andere Richtung, denn von dort hatte er schwere Atemzüge gehört. Jim wusste, dass da sein Vater lag, und er wusste genau, was er zu tun hatte. Mit dem Kissen zwischen den Händen legte er auch die letzten Schritte zurück. Vor der Gestalt am Boden blieb er stehen, senkte seinen Kopf und schaute auf sie nieder.

Jim wurde von einer Hitzewelle durchweht. Nur schwach zeichnete sich das Gesicht seines Vaters ab.

Einen Arm hielt er noch immer hoch. Die Hand lag auf dem Rand der Couch, und die Finger hatten sich in den Stoffhineingekrallt.

Nur schaffte er es nicht, sich zu erheben. Jim wusste nicht mal, ob ihn der Vater überhaupt erkannte.

Jim stand direkt neben und auch über ihm und nickte.

Es war wie ein Befehl, den er sich selbst gegeben hatte.

Er führte ihn aus.

Jim beugte sich der liegenden Gestalt entgegen. Sein Vater tat nichts, er schaute nur. Sein Blickfeld auf Jim wurde ihm plötzlich durch das Kissen versperrt, das seinen Weg auf seinen Kopf nahm.

Das Gesicht war wichtig, nur das Gesicht.

Jim stöhnte wohlig auf, als er das Kissen auf den Kopf seines Vaters drückte…

***

Ich hatte dem Schlag nicht ausweichen können und sackte tatsächlich

in die Knie. Es war eine sehr heftige Bewegung, die auch eine bestimmte Gegenreaktion auslöste, und zwar bei meinem Kreuz. Es raste in die Höhe.

Das genau war meine Rettung!

Die Bestie schrie auf. Ich sah, wie der Nebelwolf seine Schnauze weit aufriss. Der Kopf befand sich in meiner unmittelbaren Nähe.

Deshalb konnte ich den Wolf auch so gut erkennen. Eine rötlich schimmernde Haut, ein gewaltiges Maul mit gefährlichen Mörderzähnen, die es ausfüllten. Das Gesicht war ungewöhnlich glatt, es wuchs so gut wie kein Fell auf der Haut, und die Augen hatten einen Ausdruck, den ich schon als menschlich bezeichnen konnte.

Das Fell wuchs erst später. Hinter der Stirn, wo sich der übrige Teil des Kopfes befand. Und dann war die Bestie verschwunden. Sie hatte sich wie eine Momentaufnahme in mein Blickfeld gedrückt, bevor die grauen Nebelschlieren sie meinen Blicken entzogen.

Ich hörte das wütende Heulen und die tappenden Geräusche seiner Füße. Echos, die leiser wurden, als die Düsternis die Gestalt verschluckte.

Für mich war die Gefahr vorbei, im Moment zumindest. Ich saß noch immer in der Hocke, befreite mich nur mühsam aus dieser Lage, blieb stehen und schüttelte den Kopf.

Ein kalter Schauder rieselte über meinen Rücken. Ich hatte das Gefühl, dem Tod von der Schippe gesprungen zu sein und schaute dorthin, wo mich die Pranke getroffen hatte.

Ein dreifach Hoch meiner Lederjacke. Sie war so dick, dass mir eine Verletzung erspart geblieben war. Die Pranke der Bestie hatte zwar ihre Spuren auf dem Material hinterlassen, doch über die Kratzer konnte ich nur lachen.

Und ich konnte mich bei meinem Kreuz bedanken. Der Schwung, mit dem es dem Werwolf entgegengeflogen war, hatte mich ebenfalls gerettet, und ich fühlte mich fast wie neugeboren.

In der Ferne hörte ich das wütende Heulen. Oder war es nicht so weit weg? Der Nebel machte es unmöglich, Entfernungen abzuschätzen.

Der Nebelwolf war noch da. Ich hatte ihn nicht erwischen können.

Die schwarze Flut sorgte für eine gute Deckung. Er würde auch noch bleiben, und ich machte mich auf einen weiteren Angriff gefasst. Ein anderer jedoch war wichtiger.

Hoss Ivory hatte eine Chance erhalten, sie jedoch nicht genutzt.

Vielleicht hatte er auch zuschauen wollen, wie mich der Werwolf zerfleischte, das allerdings war nicht geschehen, und ich musste mich um Hoss kümmern.

Er stand wieder auf den Beinen.

Langsam ging er zurück, schaute sich um und schien noch nicht begriffen zu haben, dass ich sein Gewehr besaß.

Zwar war es mir entfallen, doch ich brauchte mich nur zu bücken, um es aufzuheben.

Wieder legte ich auf ihn an.

Diesmal war niemand in der Nähe, der ihm helfen konnte. Aber er wollte auch nicht aufgeben. Der Nebel sollte ihn schützen. Ich vereitelte eine Flucht, war mit wenigen Schritten bei ihm und stieß Hoss zurück.

Er stolperte über seine eigenen Füße und fiel gegen die weichen Äste der Trauerweide, die ihn nicht auffingen. Zwar wollte er sich noch daran festklammern, es gelang ihm jedoch nicht. Die dünnen Ruten rutschten durch seine Hände. Beinahe im Zeitlupentempo fiel er auf den Rücken.

Ich drückte mich ebenfalls durch den Vorhang, richtete das Gewehr nach unten, legte auf ihn an und ließ ihn in die Mündung schauen. »Es hat keinen Sinn, Hoss.«

Ivory sagte nichts. Er blies mir nur seinen keuchenden Atem entgegen. Wir beide waren unterhalb des Baumes nicht mehr als Schatten und schienen zu einem Teil der Finsternis geworden zu sein. Ich wechselte das Gewehr in die linke Hand und klemmte den Kolben unter dem Arm fest. So konnte ich auf Ivory zielen und hatte die rechte Hand für meine Lampe frei.

Ich musste einfach in sein Gesicht leuchten, um zu sehen, ob sich dort etwas verändert hatte. Der Blick seiner Augen würde mir einiges sagen. Er konnte sie nicht schnell genug schließen, als der Strahl sie erwischte.

Ich hatte genug gesehen.

Die Augen hatten sich verändert. Sie waren verdreht und stumpf, sie hatten ihren alten Glanz verloren und einen starren Ausdruck angenommen. Hoss war nass, er roch nach altem Wasser, aber er war nicht ertrunken. Jemandhatte ihn gerettet. Ich ging davon aus, dass es der Nebelwolf gewesen war, weil der wiederum einen Diener brauchte.

»Kannst du reden?«

Ivory verzog den Mund. Tief aus seiner Kehle drang ein Urlaut, der kaum mehr etwas Menschliches an sich hatte. Ich wusste Bescheid. Hoss stand voll und ganz unter dem Einfluss des Bösen.

Dann kroch er zurück. Die Augen hielt er geschlossen, er drehte sich auch, sodass ich auf seinen Rücken schauen konnte. Mir wurde in diesem Augenblick klar, dass ich von einem Menschen wie ihm nichts erfahren würde.

Es gab deshalb nur eine Möglichkeit für mich. Ich musste Hoss Ivory ausschalten. Allerdings auf eine Art und Weise, die meinem persönlichen Gusto entsprach.

Bevor er mir »entkriechen« konnte, stand ich neben ihm. Mit dem

Fuß drehte ich ihn auf den Rücken. Er schrie wütend auf und schlug mit einer ungelenk wirkenden Armbewegung nach mir.

Das Gewehr war schneller.

Ich hatte es gedreht. Der Kolben krachte gegen seinen Kopf. Nach dem dumpfen Geräusch fiel Hoss zur Seite und blieb bewusstlos liegen. Es war aus und vorbei.

Ich fühlte nach seinem Puls. Positiv.

Auch sein Herzschlag war noch zu spüren. Ich konnte nur hoffen, dass die Bewusstlosigkeit lange genug anhielt. Vielleicht würde alles anders werden, wenn erst einmal der Tag angebrochen war und die Dunkelheit vertrieben wurde.

Stille umgab mich, hin und wieder unterbrochen, wenn sich die dünnen Zweige der Trauerweide durch einen Windstoß bewegten.

Ich hatte vorgehabt, zu den Graves zurückzugehen, um zu telefonieren. Das hatte ich auchnicht vergessen und verließ den Schutz der Trauerweide. Das Gewehr nahm ich mit.

Ich sah das Licht hinter den Fenstern, das mir sehr schwammig vorkam, als wäre es verdunkelt worden. Dies wiederum gab mir zu denken. Es bestand die Gefahr, dass die dunklen Nebelschleier und düsteren Wolken durch das Mauerwerk des Hauses nach innen gedrungen waren und dort die Menschen beeinflusst hatten.

Die Sorgen, die ich mir um Vater und Sohn machte, wuchsen an.

Das Haus kam mir unheimlich vor, ich selbst wurde zu einem Menschen, der sich einem Totenhaus näherte.

Nein, ich spürte keine Angst.

Es war etwas anderes, das in mir hochgekommen war. Ein Gefühl der Spannung, der Unruhe und gleichzeitig auch der Depression, denn ich würde kaum etwas gegen den Nebel ausrichten können, falls er das Haus tatsächlich erreicht hatte.

Die Eingangstür war nicht verschlossen. Mit dem Knie drückte ich sie auf. Dabei lauschte ich dem knirschenden Geräusch, das bei ihrer Bewegung entstand.

Stille…

Eine gefährliche Stille. Ich kannte diese Totenruhe und konnte nicht eben behaupten, dass ich mich wohl fühlte. Keine Stimme, die mich begrüßte, nicht einmal ein Räuspern oder ein anderer Laut. Die Ruhe lag wie ein dickes Tuch über der Wohnung.

Ich ging weiter. Meine Füße schleiften über den Boden. Ich räusperte mich. Wenn jemand im Haus war, sollte er wissen, dass er Besuch bekommen hatte. Vielleicht verhielt ich mich taktisch falsch, was mir in diesem Augenblick egal war.

Es gab keine Reaktion. Niemand fragte, wer da war und warum er gekommen war.

Nur die Stille blieb.

Ich wandte mich nach links. Dort ging es zum Wohnraum. Ein schwacher Lichtstreifen wies mir den Weg. Falls sich die Schatten in diesem Haus ausgebreitet hatten, dann würden sie auch dem Licht einen Teil seiner Helligkeit genommen haben.

Der Weg in den Wohnraum fiel mir auch deshalb schwer, weil mich mein Optimismus verlassen hatte. Es war alles so anders geworden. Dieses Haus hatte einen unsichtbaren Gast bekommen, und ich machte mich auf das Schlimmste gefasst.

Das Licht im Wohnraum brannte noch. Allerdings so schwach, dass es den Namen kaum verdiente.

Ich betrat den Raum und lehnte das Gewehr neben der Tür an die Wand. Es gibt Momente, da muss man sich einfach auf sein Gespür verlassen. Das trat hier ein. Ich wusste, dass ich nicht allein im Wohnraum war, und ich wusste gleichzeitig, dass die Gefahr mich nicht unmittelbar berührte.

Links von mir stand das Sofa. Als ich hinschaute, sah ich es leer, aber vor dem Sitzmöbel lag ein langer Schatten am Boden, der in seiner oberen Hälfte einen helleren Umriss bekommen hatte. Der Schatten bewegte sich nicht. Er war starr wie ein Toter, und als ich ihn Sekunden später im Schein meiner kleinen Leuchte genauer sah, da musste ich feststellen, dass er tatsächlich tot war.

Erstickt durch ein Kissen!

Es lag auf seinem Gesicht. Trotzdem wusste ich, dass es Malcolm Graves war. Ich zog das Kissen zur Seite und schaute in ein Gesicht, dessen Ausdruck mich schaudern ließ.

Der Mund stand noch weit offen. Zähne hatten in das Kissen hineingebissen und einen Abdruck hinterlassen. Der Mann hatte versucht, bis zum letzten Augenblick in seinem Leben nach Atem zu schnappen. Es war ihm nicht mehr gelungen. Er war elendig erstickt, er hatte es auch nicht geschafft, das Kissen von seinem Gesicht zu lösen. Wahrscheinlich deshalb nicht, weil es sein Mörder mit großer Kraftanstrengung festgehalten hatte, bis der Mann tot gewesen war.

Ein Mörder, den ich kannte.

Jim Graves, der Sohn!

Es war furchtbar für mich, diesen Gedanken zu führen. Ich würde mich damit nicht anfreunden können, aber ich musste es leider akzeptieren, und ich fühlte mich verdammt schlecht. Zusätzlich auch so schrecklich einsam und verlassen. Hier hatte die normale Welt einen Riss bekommen. Das Böse hatte es geschafft, sich den Weg zu bahnen, und auch ich war davon nicht verschont geblieben. Indirekt hatte es mich erwischt und mir demonstriert, wie machtlos ich war.

Diese Entdeckung war insofern so schlimm für mich, weil ich davon ausging, dass dies kein Einzelfall war. Die schwarze Flut hatte den gesamten Ort überschwemmt. Mir war nicht bekannt, wie viele

Menschen hier lebten, doch jedes Opfer war zu viel. Das konzentrierte Böse schaffte es, die Menschen zu verändern. Es drückte die guten, die positiven Seiten zurück und holte das andere hervor, sodass der Teufel darüber lachen konnte.

Ich war in ein tiefes Loch gefallen. Hinein in die Erde, die mich verschlang. Das Wissen, völlig allein zu stehen, machte mich bald wahnsinnig, und dabei hatte diese verdammte Nacht erst angefangen.

Als meine Knie anfingen zu schmerzen, da spürte ich, wie angestrengt meine Haltung war. Ich stand auf, drehte mich um, sah das schwache Licht und leuchtete mit der eigenen Lampe durch den Raum, ohne etwas entdecken zu können.

Natürlich machte ich mir meine Gedanken, und fragte mich, ob sich der Mörder noch im Haus aufhielt. Es wäre eigentlich Unsinn gewesen, wenn er das getan hätte, aber man konnte bei ihm nie wissen, wie er sich verhielt. Vielleicht war er dem Werwolf nachgelaufen oder hatte sich an einen anderen Ort begeben, um dort in Ruhe weitertöten zu können. Die schwarze Flut hatte die Menschen verändert. Nichts war mehr so, wie es einmal gewesen war.

Ich brauchte ein Telefon. Ich musste Suko Bescheid geben. Ich wollte einen Alarm auslösen, zudem musste man die schwarze Wolke oder diesen magischen Teppich unter Kontrolle behalten, seinen Weg verfolgen. Ich ging einfach davon aus, dass er sich nicht allein den Ort Trevine als Opfer ausgesucht hatte.

In diesem Raum fand ich kein Telefon.

Ich wusste aber, dass ich eines gesehen hatte. Es musste im Flur stehen, denn in den oberen Etagen war ich noch nicht gewesen.

Einen kleinen positiven Effekt gab es trotzdem.

Der schwarze Nebel hatte das Innere des Hauses verlassen. Ich entdeckte keinen Restschleier mehr. Er war gekommen, hatte seine tödlichen Zeichen gesetzt und sich wieder zurückgezogen. Oder war er weitergewandert, um noch weitere Menschen in seinen Bann zu ziehen?

Es musste ein Motiv geben, es gab auch ein Motiv. Ich hatte auf der einen Seite den Nebelwolf und auf der anderen die Gräber der Templer, die ja auch Wölfe gewesen sein sollten und wahrscheinlich Baphomet gedient hatten.

Dann war da noch etwas, das mir nicht mehr aus dem Kopf wollte.

Obwohl es keinen direkten Beweis dafürgab, dachte ich daran, dass dieser Fall noch weitere Kreise ziehen würde. Dass es hier erst einen Anfang gegeben hatte und Großes, sehr Großes auf mich zurollte.

Wobei ich das nicht unbedingt als positiv ansehen wollte.

Mein Weg führte mich wieder in den Flur. Er war zwar schmal, aber nicht so schmal, um nicht auch das Tischchen aufnehmen zu können, auf dem das Telefon stand.

Noch immer war ich fassungslos über diesen furchtbaren Mord.

Ich hatte Malcolm Graves zwar nicht lange gekannt, doch er war mir sehr sympathisch gewesen, ebenso wie sein Sohn und auch Hoss Ivory. Von beiden allerdings hatte ich Abschied nehmen müssen. Es würde für sie nie mehr so sein wie früher.

Die Leuchte brauchte ich nicht mehr, ich fand mich auch im Dunkeln zurecht. Das Gewehr ließ ich im Wohnraum stehen, ich wollte es später holen.

Im Flur bewegten sich die Holzdielen unter meinem Gewicht. Das Haus atmete die Ruhe des Todes. Unterhalb des Treppenaufgangs hockte die Finsternis wie ein kompaktes Tier. Kein Laut war zu hören, jedenfalls kein fremder.

Ich blieb vor dem schwarzen Apparat stehen und hoffte, dass die Leitung auch in Ordnung war. Als ich den Hörer abhob, hörte ich das Freizeichen. Ein kleiner Stein fiel mir vom Herzen. Ich wollte die Nummer eintippen, hielt den Hörer schon gegen mein Ohr, als ich durch mein Gefühl gewarnt wurde.

Etwas war da.

Der Hörer sank nach unten. Ich drehte mich nach rechts, wo der Treppenaufgang hochwuchs.

Dort war es dunkel.

Und aus dem Dunkel hatte sich eine Gestalt gelöst. Hoch gewachsen und düster, ich sah für einen Moment das verzerrte Gesicht des Jim Graves undauch etwas Weißes, das er vor sich hielt. Die folgenden Sekunden liefen ab wie im Zeitlupentempo. Zwar bewegte sich Jim schnell, doch ich bekam alles genau mit, wahrscheinlich weil ich im unmittelbaren Brennpunkt der Gefahr stand.

Er rammte mir ein zweites Kissen gegen das Gesicht, sodass ich keine Luft mehr kriegte. Ich wurde zurückgedrückt, gleichzeitig auch gedreht, sodass ich neben dem Telefon mit dem Rücken gegen die Wand prallte.

Jim Graves war ein kräftiger junger Mann. Er setzte all seine Kraft ein und presste das Kissen so hart wie möglich gegen mein Gesicht.

Mit dem Hinterkopf stieß ich gegen die raue Wand. Der Atem war mir genommen worden, das Gefühl der Sekundenpanik peitschte in mir hoch, und ich war völlig aus dem Tritt geraten.

Jim hatte mir mit dem Kissen auch noch die Ohren bedeckt, sodass ich nichts mehr hören konnte. Das anschließende Schreien des jungen Mannes war nur gedämpft zu hören, er fühlte sich so lange auf der Siegerstraße, bis ich mein Knie hochriss und es gleichzeitig nach vorn rammte.

Ich traf ihn sehr empfindlich.

Das Mordinstrument lag zwischen uns. Graves lehnte an der Wand. Er keuchte und sah völlig verändert aus. Selbst im Dunkeln machte er

auf mich den Eindruck eines zweibeinigen Tieres, und er hielt seine Hände gegen die Weichteile gepresst.

Dennoch wollte er mich töten!

Als er den Arm hob und die Hand zur Faust ballte, war ich wieder schneller. Ich musste es auch sein, denn aus der Faust ragte die Klinge eines schmalen Messers. Woher er die Waffe so schnell gezogen hatte, wusste ich nicht.

Jedenfalls wollte er zustechen, war aber zu langsam, denn ein harter Tritt gegen den Oberschenkel schleuderte ihn zu Boden. Er krachte gegen die Treppe, auch sein Hinterkopf wurde nicht verschont. Ich hörte ihn noch seufzen, dann sackte er plötzlich zusammen und blieb bewusstlos liegen.

Glück gehabt, Alter, dachte ich und nahm Jim das Messer weg. Ich steckte die Klinge in den Spalt zwischen zwei Bohlen, gab seitlich Druck und brach sie ab.

Allmählich wurde es mir zu viel. Wieder einmal merkte ich, wie allein ich hier in Trevine stand. Und noch lauerte draußen der verfluchte Nebelwolf.

Ich hatte es auch gelernt, meine Kräfte richtig einzuschätzen. Es konnte durchaus sein, dass ich auf verlorenem Posten stand, aber das sollte nicht so bleiben.

Suko musste Bescheid wissen, auch Sir James. Er konnte die uniformierten Kollegen alarmieren, damit diese einen Ring um den Ort schlossen und niemanden herausließen.

Das war die einzige Möglichkeit, die mir blieb.

Diesmal wurde ich nicht gestört, als ich telefonierte. Nur meldete sich Suko nicht.

Ich spürte eine Gefühl wie Feuer in meinem Körper brennen. Da stieg die Wut in mir hoch. Ausgerechnet in dieser Nacht oder an diesem Abend war er nicht zu Hause. Enttäuscht legte ich den Hörer wieder auf. Ich ließ es bleiben und versuchte es bei Sir James. Oft genug saß er bis Mitternacht im Büro, aber auch er meldete sich nicht.

Allmählich wurde ich nervös.

Ich dachte an seinen Club. In den fuhr er beinahe jeden Tag. Wenn ich ihn dort nicht erreichen konnte, würde ich es in seiner Wohnung versuchen.

Im Club hatte ich Glück. Der Butler mit der etwas nasalen Stimme wurde von mir auf Vordermann gebracht, als er mir zu langsam reagierte. Zudem wusste er, dass Sir James des Öfteren gestört wurde und dass es immer wichtig war.

Darüber war auch Sir James informiert. Er ließ alle Floskeln beiseite und kam sofort zur Sache. »Was ist los, John?«

»Sir – die Hölle.«

»Aber Sie leben.«

»Ja, mehr schlecht als recht. Nur werde ich es allein kaum schaffen können. Ich brauche Unterstützung.«

»Bitte von vorn, John.«

Den Gefallen tat ich ihm gern. Ich redete knapp, ließ nichts Wichtiges aus und bat um zwei Dinge. »Schicken Sie mir Suko her und Bereitschaftspolizisten, die den Ort abriegeln.«

»Das lässt sich machen, John.«

»Gut. Und Suko.«

Der Superintendent räusperte sich. Ich hörte ihn laut atmen. »Genau das ist das Problem, John.«

Ich war noch zu sehr durcheinander, um sofort zu begreifen.

»Wieso ist das ein Problem?«

»Er ist nicht da.«

»Wie?«

»Nicht hier, John.«

»Sondern?«

»Da Sie nicht hier waren, musste ich ihn vor einigen Stunden nach Frankreich schicken. Abbé Bloch rief an. Er befürchtete das Schlimmste.«

Ich merkte, wie ich vereiste. »Was denn, Sir?«

»Den Massentod seiner Templer!«

***

Ich gehöre nicht zu den Menschen, die man schnell sprachlos machen kann. In diesem Fall aber versagte mir die Stimme, und in meinem Hals saß plötzlich ein Kloß. Der Boden und die Wände bewegten sich unter meinen Füßen, ich starrte gegen die Decke, die ebenfalls Wellen geworfen hatte. Ich räusperte mir die Kehle frei und wollte wissen, ob ich mich nicht verhört hatte.

»Nein, das haben Sie nicht.«

»Aber… aber … wieso denn?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen, John, aber der Abbé hat von einer schlimmen Gefahr gesprochen, die im Anmarsch ist. Er wollte Helfer haben, unter anderem auch Sie. Vor allem Sie, aber ich konnte da nichts für ihn tun. Deshalb ist Suko geflogen.«

Der Hörer in meiner Hand verwandelte sich in Blei. Er war schwer, ich hatte Mühe, ihn festzuhalten, starrte ins Leere und schüttelte einige Male den Kopf. Der kalte Schweiß war mir aus den Poren getreten, hinter meiner Stirn tuckerte es, und selbst meine Unterlippe bebte. »Damit habe ich nicht gerechnet, Sir.«

»Das kann ich mir denken.«

»Hat der Abbé denn nicht gesagt, welche Gefahr es ist, die sich da nähert?«

»Nein, er konnte sie selbst nicht identifizieren, aber er fürchtete auch

um den Skelett-Sessel.«
»Ja, ja, das kann ich mir denken.«
»Ich hätte nicht anders handeln können. Jedenfalls sprach er von einer alten Gefahr aus der Ferne.«
»Das ist zu wenig.«
»Da stimme ich Ihnen zu, John.«
»Was haben Sie mit Suko vereinbart?«
»Nicht viel, das war auch nicht möglich. Ich habe ihm nur gesagt, dass er sich melden soll, wenn er in Alet-les-Bains ist. Das wird noch dauern, wie Sie wissen.«
»Klar, das weiß ich. Nur löst es mein Problem hier in Trevine leider nicht.«
»Wie schlimm ist es?«
»Ich habe mir noch keinen Überblick verschaffen können. Wie gesagt, es muss hier einen Zusammenhang zwischen dem Nebelwolf und den Templern geben. Eine Gruppe hat sich damals abgespalten und wurde zu Werwölfen. Die Menschen haben sie in den Sumpf getrieben, sie begraben, ihnen sogar Grabsteine gegeben, und jetzt sind die Steine wieder zum Vorschein gekommen und mit ihnen die schwarze Flut. Ich weiß nicht, was es genau ist. Die schwarze Flut habe ich schon mit dem Todesnebel verglichen, was aber nicht genau stimmt. Es muss etwas anderes sein.«
»Gehen Sie davon aus, dass die Flut alle Menschen erwischt hat?«
»Ja, Sir, davon gehe ich aus. Sie wirkte nur auf die Menschen verschieden. Genau kann ich Ihnen das nicht sagen, ich müsste erst einmal die Runde durch den Ort machen.«
»Können Sie noch so lange aushalten, bis ich Ihnen Hilfe geschickt habe?«
»Das muss ich wohl oder übel.«
»Ich werde in Exeter anrufen. Bis Trevine sind das etwa dreißig Meilen…«
»Glauben Sie denn, dass die Kollegen dort auf so viele Beamte verzichten können?«
»Ich dachte mehr an das Militär. Ich werde mich mit dem zuständigen General kurzschließen, das muss alles zu machen sein. So wie Sie die Lage geschildert haben, handelt es sich hier um einen Notfall.«
»Das kann man sagen, Sir.«
»Gut, dann leite ich alles in die Wege. Wir bleiben auf jeden Fall in Kontakt.«
»Natürlich, Sir.«
»Geben Sie auf sich Acht, John.«
»Klar.« Ich lächelte schmerzlich undlegte den Hörer auf. Nicht dass mir schwindlig geworden wäre, doch etwas komisch war mir schon

zumute, als ich in diesem fremden Haus stand, in dem der Tod als unsichtbarer Gast weilte.

Die großen Dinge musste ich anderen überlassen. Für mich war es wichtig, mich um die kleineren zu kümmern. Ich würde etwas finden, um Jim Graves zu fesseln. So konzentriert wie zuvor war ich nicht mehr bei der Sache. Immer wieder musste ich an Sukos Reise nach Alet-les-Bains denken. Abbé Bloch hatte von einer noch fernen Gefahr gesprochen, und mich durchzuckte ein fantastischer Gedanke.

Sollte die Gefahr, die ja so fern war, etwas mit dieser schwarzen Flut hier zu tun haben?

Ein fantastischer und außergewöhnlicher Gedanke, den ich seltsamerweise nicht von der Hand weisen wollte. Auch deshalb, weil die Flut mit der Templer-Magie in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.

Sie war das Böse.

Sie konnte wandern, ohne aufgehalten zu werden. Sie würde die Menschen überfallen und sie zu Opfern machen. Sie veränderte sie, denn sie pflanzte den Urkeim des Bösen in sie hinein.

Ich hob die Schultern und kehrte der Küche den Rücken zu. In einem schmalen Schrank hatte ich eine Rolle mit breitem braunen Klebepapier gefunden, das sich für eine Fesselung hervorragend eignete.

Jim war noch immer bewusstlos. Er lag in der dichten Finsternis, und ich konnte ihm die Arm- und Fußgelenke umwickeln, ohne dass er wach geworden wäre und sich gewehrt hätte. Den Rest der Rolle steckte ich ein. Ich war sicher, dass ich sie noch einmal gebrauchen konnte.

Zunächst bei Hoss Ivory, der unterder Trauerweide lag wie in einem großen Grab.

Die Kälte der feuchten Nebeltücher umhüllten mich, als ich das Haus verließ.

Nichts hatte sich verändert. Nebel und Dunkelheit, aber eine natürliche Finsternis und keine schwarze Flut, die durch den Ort trieb, um die Menschen zu verändern.

Ich bahnte mir meinen Weg, kniete neben dem Bewusstlosen nieder und fesselte ihn. Dicht am Stamm der Trauerweide legte ich ihn nieder und dachte daran, dass ich hier nichts mehr zu suchen hatte.

Bisher kannte ich nur einen kleinen Teil des Ortes. Das sollte sich in den nächsten Minuten ändern. Bevor das Militär eintraf und absperrte, wollte ich hier so gut wie zu Hause sein…

***

Ein anderes Land, ein anderer Ort, ein anderes Haus…

Es war Nacht, es war kalt geworden in den Bergen. Die Menschen

hatten die Häuser und Wohnungen geheizt.

Die Männer um Abbé Bloch waren eingeweiht worden. Sie wussten, dass sie sich auf etwas Schlimmes gefasst machen mussten, wenn nicht sogar auf den Tod, denn die andere Seite hatte zu einem gewaltigen Schlag ausgeholt, der die echten Templer, die den rechten Pfad gewählt hatten, vernichten sollte.

Das hatte ihnen der Abbé in beschwörenden Worten erklärt und sie dann gebeten, ihn allein zu lassen. Suko war alarmiert worden, und der Abbé rechnete damit, dass auch Sinclair nachkommen würde.

Wachen waren eingeteilt worden. Die Männer würden sich in einem Zwei-Stunden-Rhythmus ablösen, doch diejenigen, die schlafen sollten, würden es bestimmt nicht schaffen. Zu großwar der Druck, zu stark die Erwartung auf das kommende Übel.

Es gab keinen in der Gruppe, der an den Worten ihres Anführers zweifelte. Bloch hatte sich noch nie geirrt, er wurde respektiert. Widerspruch gab es nicht.

Die neue Funkzentrale unter dem Dach war von zwei Leuten besetzt worden. Man hatte sich auf die Abwehr eingestellt, und man hatte auch Waffen bereit gelegt.

Nur der Abbé war allein.

Er wollte es so. Er wollte in sich gehen, denn er war derjenige, dessen verbliebene Sinne nach der Blindheit übersensibilisiert worden waren, und dies verstärkte sich noch durch den Würfel des Heils, der für ihn so etwas wie ein Indikator war und dank seiner guten Kräfte die des anderen Würfels, den des Unheils, aufhob.

Bloch hockte auf seinem Platz am Tisch. Es war Herbst geworden.

Auch in seinem Zimmer strahlte der Ofen Wärme aus. Zu viel, wie er meinte, deshalb stand er auf und ging auf das Fenster zu, um kühlere Nachtluft reinzulassen.

Der Rahmen knarrte, als er das Fenster öffnete. Der Schwall drang in den Raum, fächerte an seinem Gesicht vorbei, und der alte Abbé lehnte sich aus dem Fenster wie ein Sehender. Er konnte nichts erkennen, er konnte nur fühlen und tasten.

Noch war die Gefahr nicht zu spüren. Sie lag noch weit zurück, aber der Würfel hatte nicht gelogen. Er würde ihm den richtigen Weg zeigen, hoffte er. Bisher hatte er ihn nur gewarnt, leider wusste Bloch nicht, wie er sich und seine Freunde auf die neue Gefahr einstellen wollte. Es war alles zu schwammig, zu wenig greifbar. Noch liefen die Dinge aneinander vorbei, er konnte sie nicht fassen. Es stand nur die Drohung aus der Ferne da, und sie hatte unmittelbar mit den Templern zu tun.

Er ließ das Fenster offen, als er sich drehte. Dabei streifte er mit dem Bein an einem Gegenstand entlang, der noch nicht lange in diesem Haus stand. Es war der Skelett-Sessel, den John Sinclair in New York

ersteigert hatte. Ein makabres Möbel, das auch in einem ursächlichen Zusammenhang mit den Templern stand. Der Sessel bestand praktisch aus einem sitzenden Skelett, bisher war aber noch nicht herausgefunden worden, welchen Namen das Skelett als lebender Mensch getragen hatte. Jedenfalls war der Sessel sehr wichtig, denn er stellte die Verbindung zu Avalon her. Durch seine Hilfe konnte jemand in das geheimnisvolle Land reisen. Es reizte den Abbé, es einmal zu versuchen. Bisher hatte er diesen Wunsch immer zurückgestellt, weil er seinem Freund John Sinclair nicht vorgreifen wollte. Irgendwann in der nächsten Zeit würde John es ausprobieren und das Geheimnis dieses Sessels lüften.

Bloch strich mit der flachen Hand über die Knochenlehne hinweg.

Das gelbe Gebein fühlte sich warm an, als wäre es von einer geheimnisvollen Kraft durchweht.

Der Abbé dachte daran, dass auch die Baphomet-Templer versucht hatten, diesen Sessel in ihre Fänge zu bekommen. Es war ihnen nicht gelungen, aber er wusste auch, dass sie nicht aufgeben würden.

War das die neue Gefahr, die er verspürt hatte? Wollten es die Grausamen und absolut Bösen wieder einmal versuchen? Diesmal allerdings raffinierter und nicht so direkt?

Der Abbé wusste nichts, konnte nur auf einen positiven Ausgang hoffen und natürlich darauf, dass sich dieneue Gefahr noch weit genug entfernt befand.

Wenn nicht, sah es böse für ihn aus.

Er ging zurück zu seinem Platz. Durch das jetzt gekippte Fenster drang die kühle Luft in den Raum. Wegen der vorherigen Wärme waren die Lippen des grauhaarigen Mannes mit der dunklen Brille rau geworden. Er verspürte Durst. In der Nähe stand eine Flasche Wasser. Zielsicher goss er ein Glas halb voll und trank.

Im Haus der Templer war es ruhig geworden. Von einem nächtlichen Frieden konnte trotzdem nicht die Rede sein. Gerade er spürte die Spannung, die in den Räumen lag und auch seine Freunde und Mitstreiter nicht verschont hatte.

War es die Nacht des Todes?

Abbé Bloch seufzte auf, als ihm dieser Gedanke kam. Er seufzte auch deshalb, weil er ihn nicht aus seinem Gedächtnis verbannen konnte. Er hatte den Eindruck, dass er mittlerweile zu einer Realität wurde. Nie zuvor war die Gefahr so drängend gewesen, zumindest die Erwartung des neuen, verfluchten Unheils.

Er wollte es nicht, er konnte auch nicht verhindern, dass seine Hände leicht zitterten, als er den Würfel des Heils umfasste. Seine Umrisse waren glatt, die Farbe des Würfels bestand aus einem tiefen Violett, mit einem rötlichen Schimmer darin. Die hellen, feinen Schlieren konnte der Abbé nicht erkennen, er wusste jedoch, dass sie vorhanden

und sehr wichtig waren, denn für ihn waren sie die magischen Gene, die bestimmte Botschaften aus anderen Dimensionen in sein Bewusstsein transportierten. Bisher hatte ihn der Würfel noch nicht im Stich gelassen.

Er rieb mit den Händen leicht über die Flächen hinweg. Es tat gut, die Kraft zu spüren. Sogar die leichte Erwärmung fand bei ihm ein positives Echo. Der Abbé hoffte stark, dass ihm auf diese Art und Weise eine Botschaft übermittelt wurde, eine neue Botschaft, egal, ob sie positiv oder negativ war.

Er hatte sich auf alles eingestellt!

Ein Geräusch störte ihn. Durch den Ort fuhr ein Auto. Sein Dieselmotor klang ziemlich laut, und dieses Geräusch wehte auch durch das Fenster zu ihm hin.

Es riss ihn für einen Moment aus seiner Konzentration. Er hob den Kopf und hörte das Klopfen an der Tür.

»Bitte…«

Ein Mann betrat das Zimmer. Am Schritt erkannte der Abbé, wer da gekommen war. »Bitte, Alain…«

»Ich wollte nicht stören«, sagte der Templer und strich über sein dunkelbraunes Haar.

»Du störst nicht.«

»Gut, ich habe noch einmal mit London Kontakt aufgenommen. Suko ist unterwegs.«

Bloch nickte. »Das ist gut, sogar sehr gut. Hast du noch etwas zu berichten?«

»Ja, es geht um John Sinclair. Er hat sich inzwischen bei Sir James gemeldet…«

Bloch horchte auf, als er den Klang der Stimme vernahm. »Das sagst du so seltsam. Ist da etwas passiert?«

»Man kann es so sagen. John steckt in Schwierigkeiten. Er hat mit einer bösen Flut zu kämpfen, die in einem ursächlichen Zusammenhang mit den Templern steht, den Dienern Baphomets allerdings.«

»Bitte, nimm Platz.«

»Danke.«

Sie saßen sich jetzt gegenüber. Der Blinde richtete den »Blick« auf den jüngeren Mitstreiter, der nur die dunkle Brille des Anführers sah und nicht, was sich dahinter verborgen hatte. Alain war auch froh, den Skelett-Sessel in seinem Rücken zu wissen. So brauchte er ihn nicht immer anzuschauen, denn dieser Anblick hinterließ bei ihm eine Gänsehaut.

Alain berichtete, was er von Sir James Powell erfahren hatte, und das war nicht wenig.

Bloch hörte nur zu. Ab und zu trank er einen Schluck. Später stellte

er Fragen.
»Wird John kommen?«
»So schnell wie möglich.«
»Hat er erklärt, wer oder was diese dunkle Flut ist?«
»Nein, das hat er nicht. Es geht jedoch eine schlimme Gefahr von ihr aus. Menschen haben keine Chance…«
Der Abbé nickte. »Ja, ich weiß, sie haben keine Chance. Ich konnte es spüren.« Alain sah, wie er seine Handflächen über die Würfelseiten bewegte. »Wahrscheinlich werden auch wir sie kennen lernen, mein lieber Freund.«
»Werwölfe?«
»Warum nicht, Alain? Das Böse manifestiert sich überall. Es kriecht in viele Verkleidungen hinein. Es stammt aus den Urzeiten, aus dem Werden der Welt. Wir alle wissen, wie verschieden Dämonen sein können, und dass es für sie keine trennenden Grenzen gibt. Es ist gut, dass du zu mir gekommen bist. Ich bedanke mich.«
Alain nickte, obwohl der Abbé es nicht sehen konnte. Er hatte den Wink verstanden, erhob sich, wünschte eine gute Nacht und verließ auf leisen Sohlen den Raum.
Zurück blieb ein sehr nachdenklicher Abbé, dessen schlimme Vorahnungen sich keinesfalls gebessert hatten.
Im Gegenteil, er spürte, dass es für die fremde Kraft keine Grenzen und keine Mauern gab.
Sie würde kommen.
Und dann?
Die reale Welt konnte der Abbé nicht sehen. Er stellte sich aber etwas vor. Aus seinen Gedanken wurden Bilder, und sie zeigten den Knochenmann mit der Sense. Der Tod war unterwegs…

***

Ich stand im Nebel!
Eine einsame Gestalt, ein Fremder, der nicht in diesen Ort gehörte.
Ein Mensch, der kurz davor stand, seine Linie zu verlieren, denn ich fühlte, wie die Verzweiflung über meine Hilflosigkeit allmählich in mir hochstieg. Ich wusste, dass die schwarze Flut weitergezogen war. Sie hatte den Ort längst verlassen, um sich ein anderes Ziel zu suchen. Ich wusste nicht einmal, wie schnell oder langsam sie sich bewegen konnte, aber ich stellte mir vor, dass sie weitere Entfernungen mit einer gewissen Leichtigkeit zurücklegte.
Ich dachte auch an die Soldaten, die sicherlich schon auf dem Weg waren oder dicht davorstanden. Wenn sie in die schwarze Wolke hineingerieten, war es aus. Deshalb hoffte und betete ich, dass dies nicht geschehen würde.
Mein Problem war zudem der Werwolf!

Ich hatte ihn bisher nur einmal gesehen, ich war ihm entwischt, er mir leider auch, und ich wusste nicht, wo er sich versteckt hielt. In einer derartigen Situation wünschte ich mir die Lichter der Großstadt herbei. Leider konnte ich nicht zaubern, so musste ich weiterhin im Dunkeln stehen und mich auf die eine oder andere Lichtinsel verlassen, die innerhalb der Dunstschwaden schwebte.

Falls es in Trevine so etwas wie eine Hauptstraße gab, hatte ich sie erreicht. Meine Lampe hatte genügend Licht abgegeben, um mich umschauen zukönnen. Dabei war ich nicht zu stark durch den Dunst behindert worden.

Es war nicht die Stille, die mich nervös werden ließ, sondern die bestimmte Art von Stille, für die ich nur den Vergleich der Totenruhe hatte. Etwas anderes kam für mich nicht in Frage. Die Ruhe der Toten, es kam mir vor, als wäre ich in diesem Ort der einzig lebende Mensch, abgesehen von den beiden Bewusstlosen.

Die Häuser standen zwar weiter entfernt. Durch den Dunst jedoch wirkten sie zum Greifen nah. Es verzerrte die Distanzen, ich kam mir vor, als würde ich in einem Film stehen und mich nur nach den Anweisungen eines Regisseurs bewegen.

Und dieser Regisseur sagte mir, es weiterzuversuchen. Nicht stehen bleiben, sondern vorgehen, auf das große Haus in meiner Nähe zu. Es war kein Wohnhaus, es stach in seiner Größe etwas ab und war an der linken Seite von einem Hof umgeben, den eine Steinmauer zur Straße hin abtrennte.

Sehr bald fand ich die Lösung. Ich stand vor einer Schule. Gleichzeitig wurde dieser Bau auch als Amtsgebäude benutzt, hier hatten der Polizeiposten und der Bürgermeister ihren Sitz.

Ich ging davon aus, dass ein einsamer Konstabler auch nichts gegen das Grauen hatte unternehmen können, falls er sich überhaupt in seinem Dienstzimmer aufhielt.

Zumindest brannte hinter den Fenstern kein Licht. Aber die Tür war offen. Ich betrat einen Flur. Er teilte das Gebäude in zwei Hälften. Auf der linken Seite lagen die Klassenzimmer der Schule, rechts fand ich das Büro des Konstablers und das des Bürgermeisters, der sicherlich nur ehrenamtlich tätig war.

Ich wollte die kleine Polizeistation betreten. Die Tür bewegte sich quietschend. Unter meinen Füßen bewegtensich alte Bohlen. Zwei Fenster gab es in dem Raum. Es leuchtete kein Lichtfleck zwischen den Wänden, wo sich die Schatten ballten und ich den Schreibtisch und die Barriere nur mehr ahnen konnte.

Der scharfe Lampenstrahl riss die Schwärze vor mir auf. Das alte Holz des Schreibtisches glänzte. Auf der Platte stand ein Telefon, und ich ließ den Lichtfinger auf den vorderen Rand des Möbelstücks zuwandern.

Da sah ich die Hand!

Mich durchfuhr der heiße Schreck, weil sie aussah wie abgehackt.

Das stimmte zum Glück nicht. Der Lichtstrahl blieb auf der blutverschmierten Kehle hängen sowie auf der Klinge eines Rasiermessers, die der Mann in seiner Rechten hielt. Er sah aus wie eine Figur und hätte in ein Schreckenskabinett gepasst. Leider war er nicht aus Wachs, und alles wies darauf hin, dass er sich selbst umgebracht hatte.

Mein Magen revoltierte. Für einen Moment war ich völlig aus dem Konzept gerissen worden.

So wie sich der Mann getötet hatte, saß er noch da, als hätte man ihn festgebunden.

Ich schluckte. Der Schweiß auf meinem Gesicht wurde noch kälter.

Und die Kälte kroch auch über meinen Rücken. Die Augen des Toten waren zwei glanzlose Kugeln, der Mund stand offen, der Unterkiefer war herabgeklappt.

Ich drehte mich um, dachte fieberhaft nach und kam zu dem Schluss, dass die dunkle Flut bei jedem Menschen anders wirkte. Einige wurden aggressiv, sie töteten ihre Mitmenschen, und andere wiederum brachten sich selbst um.

Mein Gott, was würde ich hier noch alles zu sehen bekommen? Ich befürchtete das Schlimmste. Es war der zweite Tote, den ich hier entdeckt hatte. Ichmusste mit vielen rechnen und verließ mit schweren Schritten den Raum.

Im Flur kam mir die Idee, die Klassenzimmer zu durchsuchen. Es gab zwei. Beide waren leer. Kein Mensch, auch kein Toter lag neben oder zwischen den Bänken.

Tief atmete ich auf. Im Zeitlupentempo suchte ich weiter. Das Büro des Bürgermeisters war leer, auch in andere Diensträume schaute ich hinein.

Keine Leichen!

Ich verließ die Schule wieder. Der Dunst umwaberte mich. Rechts von mir lag der Schulhof. Von dort hörte ich das ungewöhnliche Geräusch. Ein leises Pfeifen, das in der Stille unheimlich klang. Jemand hockte dort und pfiff ein Kinderlied.

Ich ging hin.

Meine Füße kratzten durch das alte Laub. Es bedeckte den Boden wie ein großer Teppich. Die Mauer kam mir wie ein langer Schatten vor, über den Nebelstreifen glitten.

Das Pfeifen blieb.

Je näher ich kam, umso besser konnte ich es hören. Dann sah ich die kleine Gestalt, die an einer Mülltonne lehnte. Es war ein Junge, vielleicht zehn oder elf Jahre alt. Er pfiff auch dann noch, als er mich entdeckte.

Dann sah ich, was bei ihm lag.
Zwei tote, kleine Hunde.
Ob er sie getötet hatte, konnte ich nicht erkennen. Jedenfalls waren sie schlimm zerrissen worden, als hätten Pranken sie einfach gepackt und sie zerfetzt.
Das musste der Werwolf gewesen sein.
Ich schritt um den blutigen Schauplatz herum und blieb neben dem Jungen stehen, der mich gar nicht bemerkte oder bemerken wollte, denn er pfiff auch weiterhin.
Bevor ich in die Hocke ging, schaute ich mich um. Von der Nebelbestie sah ich nichts.
»He«, sprach ich den Jungen an. »Kannst du mich hören?«
Er pfiff weiter.
Ich fasste ihn an.
Da schrie er auf. Er fuhr herum und schlug plötzlich gegen mich, sodass ich gezwungen war, ihn loszulassen. Er schrie weiter, sein kleines Gesicht schien nur aus seinem Mund zu bestehen, als wäre ihm plötzlich klar geworden, was da geschehen war.
Auf einmal »sackte« das Schreien weg. Als wäre es in einer unheimlichen Tiefe verschwunden und durch keuchende Atemzüge abgelöst worden. Der Junge konnte sich auch nicht mehr halten, er fing an zu zittern und fiel mir entgegen.
Ich fing ihn auf. Er krallte sich an mich. Hätte mir die Mülltonne in meinem Rücken nicht den nötigen Halt gegeben, wäre ich zu Boden gefallen.
Durch Streicheln versuchte ich, das Kind zu beruhigen. Es musste eine Hölle durchlebt haben. Wahrscheinlich würde es Jahre dauern, bis dieser seelische Schaden repariert war, aber der Junge lebte, und das gab mir wieder Hoffnung.
Ich ging jetzt davon aus, dass es nicht alle Bewohner von Trevine erwischt hatte. Wahrscheinlich reagierten die Menschen verschieden auf den Angriff der schwarzen Flut, aber das war möglicherweise schon zu weit gedacht. Außerdem quälten mich jetzt andere Probleme.
Ich musste mich um den Jungen kümmern.
Er brauchte meine Fürsorge, was nichts anderes hieß, als dass ich ihn in Sicherheit bringen musste.
Aber wohin?
Gab es in diesem Ort überhaupt eine Stelle, die man als sicher bezeichnen konnte?
Er schrie nicht mehr. Er weinte, ich wischte die ersten Tränen ab und sprach mit ihm. »Wir werden jetzt gehen.«
Er hatte mich verstanden und nickte.
»Sagst du mir deinen Namen?«

»Dennis.«
»Toll, ich bin John. Du wohnst hier, nicht?«
»Ja.«
Ich gab mir Schwung und kam auf die Beine. Den Jungen hielt ich dabei auf meinen Armen. Mit seinen Händen klammerte er sich in meinem Nacken fest.
»Zeigst du mir den Weg nach Hause?«
Er nickte.
»Wohnst du denn weit von hier? Wer ist dein Vater, Dennis?«
»Er ist Polizist. Wir wohnen hier in der Schule. Oben…«
Es gab mir einen Stich, als ich die Antwort hörte. Wenn er einen Vater hatte, dann höchstwahrscheinlich auch eine Mutter, und nach ihr fragte ich.
»Sie schläft.«
»Dann werden wir sie wecken.«
»Ja, aber vorsichtig. Ich darf sie sonst nicht wecken.«
»Klar.« Als ich über den Schulhof ging, fing er an zu reden. »Das ist alles so schlimm. Ich habe die Hunde schreien hören. Die haben schrecklich geschrien. Ich bin dann nach draußen gerannt. Da war da ein großes Tier.«
»Wo?« Ich blieb stehen.
»Auf dem Hof.«
»Und weiter?«
»Es hat sich versteckt.«
»Auch hier?«
»Weiß ich nicht, John. Ich konnte das ja nicht sehen. Ich bin nur zu den Hunden gelaufen. Sie schlafen doch nur, oder? Ich habe mit ihnen gesungen. Ich habe ihnen auch ein Lied gepfiffen, das tat ich oft. Sie haben es so gern gehört…«
O verdammt, O verdammt, dachte ich. Der Junge hat den Horror noch nicht begriffen. Hoffentlich blieb es noch eine Weile so. Als Kind hatte er wohl einen besonderen Schutzschirm um seine Psyche gelegt. Wie würde er reagieren, wenn er erfuhr, dass sein Vater nicht mehr lebte. Und was war mit seiner Mutter?
Diese Situation hasste ich. Lieber gegen zwanzig Dämonen kämpfen, als so etwas mitzumachen. Ich spürte, wie der Junge anfing zu zittern. Wahrscheinlich kam ihm jetzt zu Bewusstsein, was er hinter sich hatte, und ich versuchte, ihn abzulenken. »Ich bringe dich zu deiner Mum. Da kannst du dich dann zu ihr ins Bett legen, ja?«
»Bitte…«
Ich ging mit Dennis auf das Haus zu, stoppte aber schon nach zwei Schritten, als vom Haus her eine schrille Stimme durch den Nebel hallte. »Dennis, bist du da?«
Himmel, die Stimme gefiel mir nicht. Sie klang so überdreht, als

wäre etwas mit der Frau geschehen.

»Das ist meine Mum«, sagte Dennis. Er fing an, mit seinen Füßen zu trampeln. »Wir müssen hin, wir…«

»Klar, gehen wir hin, Junge. Nur…«

Ein zweites Geräusch.

Ein Knurren!

Gefährlich und aggressiv.

Gar nicht mal weit entfernt.

Ich wusste Bescheid.

Der Nebelwolf hatte uns gestellt!

ENDE des ersten Teils